00 Le 1197
0

Beyträge
zur
historischen, geographisch-statistischen
und sittlichen
Kenntniß
verschiedener Länder
und
ihrer Bewohner.

Aus den
neuesten und besten Reisebeschreibungen
gezogen,
besonders mit Rücksicht
auf noch wenig bekannte Gegenden.

Ein angenehmes und nützliches
Lesebuch
für alle gebildete Stände.
Ersten Bandes drittes Stück.

Quedlinburg,
bey Friedrich Joseph Ernst 1792.

Vorbericht des Herausgebers.

Da ich diesen Beyträgen ꝛc. gern die möglichste Richtigkeit geben mögte, so muß ich hier die Nachricht anführen, welche die im ersten Stücke des ersten Bandes, Seite 15 und 16 erwähnte Stadt Oran betrift, und in verschiedenen öffentlichen Blättern gestanden hat. Ich habe sie wörtlich aus der Erlanger Realzeitung 1792, Nro. 1. abgeschrieben.

„Nach dem zwischen dem Könige von „Spanien und dem Dey von Algier ge„schlossenen Frieden, tritt Spanien Oran an

Algier

„Algier ab, nachdem es vorher alle Artille-
„rie, Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel her-
„ausgezogen hat. Die Festungswerke und
„Schlösser, die vom Erdbeben bereits ver-
„wüstet sind, sollen geschleift werden. Der
„Dey von Algier verbindet sich dagegen,
„dem Könige von Spanien jährlich 12000
„Maaß Getreide um den sehr niedrigen Preis
„zu überlassen, um den er es an seine Un-
„terthanen verkauft. Den Spaniern soll es
„erlaubt seyn, eine Faktorey in Oran zu
„haben, und an der ganzen Küste von
„Algier Handlung zu treiben, ohne nöthig
„zu haben, erst um die Erlaubniß dazu an-
„zusuchen.“ —

Inhalt.

des dritten Stücks.

Seite.

IV. Nachtrag zu S. 168. des vorigen Stücks. Ueber den Bohon Upas, einen Giftbaum der Macassaren 189

V. Von der Bereitung eines Getränks, welches die Tataren Koumiß nennen, und dessen medicinischen Nutzen. Von Hrn. D. J. Grieve. 201

VI. Auszug aus den Reisen eines Schweizers in verschiedene Kolonien von Amerika. — Nebst der Beschreibung von den Inseln Martinique, Curaçao und St. Domingue ꝛc. Leipzig 1786. 203

§. 1. Abreise des Schweizers aus Frankreich. — Ueber die üble Wirkung der Schifffahrt auf die Gesundheit der Truppen, und wie dieselbe durch schickliche Mittel zu vermindern. — Bemerkungen über das nächtliche Leuchten des Meerwassers. 203

§. 2. Be-

Inhalt.

§. 2. Bemerkungen über die Insel Martinique, worauf die Städte Fort Royal und St. Pierre. — Die kleine und unfruchtbare Insel Marie Galante. — Die Insel Guadeloupe, worauf der Schwefelberg merkwürdig. Etwas über Seetreffen. Seite 209

§. 3. Die Insel Curaçao mit einem guten Hafen und dem Fort Amsterdam. Ueber die Bewohner, ihre Lebensart und Geschäfte. Thiere und Pflanzen dieser Insel. Der schädliche Mangenilienbaum. 218

§. 4. Die Insel St. Domingue. Die Wohnungen ihrer Bewohner. 235

§. 5. Etwas über die Wälder auf St. Domingue. Der Himmelsstrich von St. Domingue ist dem Wachsen der Pflanzen sehr günstig. 242

§. 6. Ueber die Bearbeitung der Ländereyen auf St. Domingue. Ueber die Arbeit der Negern, und wie sie das kleine Stück Landes benutzen, welches sie zum Anbau ihrer eigenen Lebensmittel erhalten. Ueber die Behandlung der Negern. 244

§. 7. Die Lebensart der Eigenthümer, ihrer Verwalter und der Negern auf St. Domingue. 255

§. 8. Verschiedene Denkungsart der Eigenthümer in Absicht der Verheyrathung der Sklaven. Die Abneigung vieler Sklaven vom Ehestande. 261

IV.

Nachtrag zu Seite 168 des vorigen Stücks. *)

Ueber Bohon Uppas.

Herr von Humboldt der jüngere, ein Mann, den ich sowohl seines Charakters, als seiner Kenntnisse wegen, in der Naturgeschichte und den damit verwandten Wissenschaften hochschätze, hatte die Güte, mir einen französischen Brief zu überschicken, den er im Januar 1789 an den Herausgeber der Gazette litteraire de Berlin geschrieben hatte. Dieser Brief ist ein vollständiger Auszug aus des Herrn Professor Thunbergs

*) Aus der Olla Potrida 1790. Num. 2. entlehnt. d. H.

bergs Dissertation, die 1788 unter dem Titel: arcor toxicaria Massacavienſis, zu Upsal herausgekommen ist. Ich werde ihn ganz übersetzen, da mir der würdige Verfasser dieß erlaubt hat, und nur hier und da das weglassen, was des Verfassers der Gazette litteraire wegen nicht wegbleiben konnte, unsre Leser aber nicht interessirt. Herr Hofrath Lichtenberg gab im göttinger Taschenkalender von 1786, wenn ich nicht irre, aus einer damals erschienenen Reisebeschreibung einige Nachricht vom Bohon Uppas, die gewiß Aufmerksamkeit genug erregt hat, als daß diese umständliche Nachricht nicht vielen Lesern angenehm seyn sollte.

Meyer.

Herr Thunberg, Ritter des Wasaordens, Professor der Botanik zu Upsal, ist ein würdiger Schüler des unvergeßlichen von Linné. Als er seine Studien in Upsal geendigt hatte, ging er nach Holland, wo ihm Empfehlungsschreiben einiger schwedischen Gelehrten eine günstige Aufnahme bey einigen angesehenen Männern der Republik verschafften. Diese verschafften ihm Gelegenheit, das Vorgebürge der guten Hofnung, Java und Japan zu bereisen. Er besuchte glücklicher, als die mehresten Botaniker Ostindiens merkwürdigste Gegenden. Nach seiner Zurückkunft belohnte ihn der König von Schweden mit dem

dem Lehrstuhl der Botanik zu Upsal, der durch den Tod seines Freundes des jüngern von Linné erledigt worden war, und ernannte ihn zum Ritter des Wasaordens. Thunberg wagte es, das linnéische System auf 20 Classen zu reduciren; ein Unternehmen, das nur ein Mann von seinen Verdiensten wagen konnte, und welches Herr D. Wildenow in Berlin, ein gründlicher Botaniker, in seiner Flora Berolinensis mit gutem Erfolge nachahmte.

Da Herr Thunberg, sich längere Zeit in den westlichen Inseln Asiens aufzuhalten, Gelegenheit hatte, als irgend ein Gelehrter vor ihm; und da seine Beschreibungen der japanischen Pflanzen und seine Dissertationen über Nelken- und Muskatbäume den gründlichen Botaniker zeigen, so ist kein Grund vorhanden, warum man in seine Erzählung vom Bohon Uppas Zweifel setzen, und warum man sie nicht allen Berichten andrer weniger gelehrten und bekannten Männern vorziehen sollte.

Zuerst giebt Herr Thunberg eine botanische Beschreibung des Bohon- oder richtiger des Boa-Uppas, welche Worte im Malayischen so viel, als Giftbaum, bedeuten. Die Malayen kennen zwey Arten davon: Macan-Cavul und Djato-Matti;

letztere ist die gefährlichste. **Rumph** theilt sie, in seinem amboinischen Herbarium, in männliche und weibliche Bäume ein, nach Art der alten Botaniker. Beyde Arten haben einen starken dicken Stamm, von einander abstehende Zweige, eine gespaltene graubräunliche Rinde, ein gelblichtes, hin und wieder mit schwarzen Flecken durchsprengtes Holz. Die Blätter sind eyförmig, zwey Zoll breit und eine Hand lang. Da man bis jetzt weder Blüthen noch Früchte dieses Baums gesehn hat, so läßt sich sein Geschlecht nicht mit Gewißheit bestimmen. Indessen glaubt Herr **Thunberg**, ihn zu **Linné's Cestrumgeschlecht** rechnen zu können, welches die Alten für eine Art des Jasmins hielten. *) Diese Meynung schien ihm desto gegründeter zu seyn, da er am Vorgebürge der guten Hofnung sahe, wie die Hottentotten den Saft eines **Cestrums** mit den fürchterlichen Giften mischten, die sie aus ihren Schlangen bereiteten.

Der

*) Andere Botanisten hielten den **Boa-Upas** für eine Art des Eisenbaums, Sideroxylon Linn. ohne ihn genauer zu bestimmen. **Rumph** sagt: „Die Indianer verbergen diesen Baum sorgfältig, so daß man selbst 1670, nach der Eroberung von Celebes, keine Beschreibung davon geben konnte.“ Indeß gelang es ihm 1694 einen Zweig zu bekommen, den er abbilden ließ. Herb. Amb. T. II. Tab. LXXXVII. A. d. H. v. H.

Der Boa-Uppas wächst vorzüglich auf den Inseln Java, Sumatra, Borneo, Baleja und Macassar, und daselbst besonders auf kahlen Bergen und in Wüsten. Ein unfruchtbarer, trockner, oder fast zu Asche verbrannter Boden kündigt seine Gegenwart an. Kein Baum, selbst kein Gras kann unter seinem Schatten wachsen. Eines Steinwurfs weit um den Baum herum scheint die Erde, wie verbrannt zu seyn. Doch fügt Herr Thunberg hinzu, man verbreitet dieß als Gewißheit, woraus erhellet, daß man es als bloße Volkssage annehmen müsse.

Man kann hier sehen, wie sehr man manchen Reisenden trauen darf; einige sagten, in einer Weite von 10 bis 12 Meilen um den Baum herum, wachse weder Baum noch Strauch, noch Gras. Andre, man treffe auf 15 bis 18 Meilen rund um diesen Baum herum kein Thier, selbst keine Fische im Wasser. Nach Herrn Thunberg sollen muhamedanische Priester solche Meynungen ausbreiten, um die Gemüther zu schrecken; eine Mühe, die sie zur Ehre der Vernunft wohl unterlassen könnten. — Man kann ja noch nicht einmal behaupten, ob diese, von den Schriftstellern erwähnte, Unfruchtbarkeit durch die Ausdünstungen des Bohon-Uppas veranlaßt wird. Es kann sehr wohl seyn, daß dieser Baum nur da fortkommt, wo keine

andere Pflanze wachsen kann. Ein einsamer Wacholderbaum, der aus einer Felsspalte hervorsieht, beweist gewiß nicht, daß er alle Vegetation um sich herum unterdrückt hat. Auch erwähnt Herr Thunberg, daß sehr wohl die große Hitze, durch welche alle Pflanzen verdorren, diese Oede erzeugen kann. Die Thiere, die an Nahrung Mangel leiden, fliehen bey ihrem Ueberhandnehmen in die dichten Wälder, und zeigen sich nur dann wieder, wenn anhaltende Regenschauer aufs Neue die Erde mit Pflanzen bedeckt haben. So werden aus unwirthbaren Wüsten reiche Viehweiden.

Der Saft des Baums ist ein schwärzliches Harz, das sich in der Wärme auflöst. Unter den Indianern hat er sehr großen Werth. Die Völker, die ihn besitzen, sind ihren Feinden weit überlegen. Rumph, ehemaliger Consul zu Amboina, erzählt, daß, ehe man ein Gegengift gegen diesen Saft kannte, seine Landsleute die Holländer die damit vergifteten Pfeile mehr als andere Gefahren des Krieges mit den Eingebohrnen fürchteten.

Dieser Saft ist sehr schwer einzuärndten; man bekommt ihn nicht ohne Gefahr. Da die Ausdünstungen des Baumes sehr schädlich sind, so muß man sich ihm mit Vorsicht

ficht nähern, und diese Schwierigkeiten und Gefahren erhöhen den Preis des Gifts. Die es einsammlen wollen, müssen Kopf, Hände und Füße in Leinwand einhüllen. Niemand wagt es, den schädlichen Stamm zu berühren; man hält sich davon etwas entfernt, weil, nach Herrn Thunberg, der Tod hier seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint. *)

Mit langen Bambusröhren sammlen die Indianer diesen tödlichen Saft. Sie spitzen diese Röhre an einem Ende, und treiben sie in den Baum hinein. Die hierdurch gespaltene Rinde entledigt sich ihres schwarzen Safts, der in großen Tropfen in die Höhlungen dieser Röhre hineinfließt. Funfzehn bis zwanzig Bambusröhre werden auf diese Art in den Baum hineingetrieben, und drey oder vier Tage nachher zieht man sie, mit diesem tödtlichen Gifte angefüllt, heraus. So lange der Saft frisch ist, ist er weich, und läßt sich wie ein Teig kneten, dann rollt man kleine Stangen daraus, welche man in hohlen Bambusröhren aufhebt, dieweil das Gift sehr flüchtig ist, acht- bis zehnfach mit Leinwand umwickelt werden.

*) Man vergleiche hiermit, was vom Manzenillenbaum in VIten Abschnitte §. 3. gesagt wird. D. H.

Wer sollte es glauben, daß noch Menschen sich fänden, die für Geld allen diesen Gefahren entgegen gehn!

Die abergläubigen Indianer halten dafür, daß man das Gift weit wirksamer und gefährlicher machen könne, wenn man den Stamm des Baums abhaut. Wie aller Aberglaube, so ist auch dieser ohne Grund.

Die Giftbäume scheinen ein Staatsregal zu seyn. Rumph sagt, die Bergbewohner brächten allen eingesammelten Saft einem Grossen des Landes, Creyn Sumana genannt, der diesen Nationalschatz auf seinem Schlosse Boerenburg in Zimmern aufbewahrt die weder zu kalt noch zu warm seyn dürfen, weil beydes dem Gifte schadet. Alle Woche wird der Saft und die Bambusröhre gerieben und gereinigt, und die Frauen allein dürfen diese Arbeit verrichten, weil man sie dieser Ehre würdiger, als die Männer, hält. Noch andere hegen eine kindische Meynung hierüber, die ich lateinisch hersetzen will, weil sie nicht übersetzbar ist. „Menstruum nempe muliebre huic misceri veneno dicitur, atque in eam finem Massacarienſium foeminas bracteis indutas esse, in quibus illud colligebant.“ *)

Das

*) Diese Ursache kommt mit Recht Hrn. von Humboldt kindisch vor, aber wohl nicht so den

Ein-

Das Gift des Boa-Upas scheint selbst die stärksten italiänischen Gifte zu übertreffen. Die bloßen Ausdünstungen des Baums machen die Glieder erstarren, und erregen Convulsionen. Rumph, der einzige glückliche Botaniſt, der bis jetzt einen Zweig dieses Baums beſeſſen hat, erzählt, seine zerstörende Kraft habe sich durch das Bambusrohr geäußert, worin er eingeschlossen war. Legte man die Hand auf dies Rohr, so spürte man ein Kriebeln darin, so, als wenn man plötzlich von der Wärme in die Kälte kommt. Wer es wagt, mit bloßem Haupte unter diesem Baum zu bleiben, verlier seine Haare. Ein Tropfen dieses Gifts, der nur eben die Haut berührte, würde sie dick auflaufen machen. Um dem Baum her ist die Luft so vergiftet, daß alle Thiere die Annäherung scheuen. Ein Vogel, der sich bis zu seinen Zweigen verirrt, fällt im Augenblick todt nieder. Rumph führt eine Thatsache davon an, die Herr Thunberg übergeht, die aber zu wichtig ist, als daß ich sie übergehen sollte.

Einwohnern von Macaſſar. Man vergleiche hier Hrn. Hofrath Blumenbachs Inſt. Physiolog. p. 4-22. Adrian von Berkels Reiſen nach Berbice im erſten Theile der Memmingeniſchen Samml. von Reiſegeſchichten, S. 47. und Barrern im 2 Thl. der Götting. Samml. von Reiſen, durch Haller beſorgt, S. 168.

Meyer.

Nur eine Schlange wagt es, im Schatten dieses Baums zu leben, die nicht weniger gefährlich ist, als die Gegend selbst. Die Indier sagen, sie habe ein Horn oder vielmehr einen breiten Kamm. Ihre Augen funkeln in der Nacht, ihre Stimme gleicht dem Krähen des Hahns. Oft hört man sie nahe bey den Wohnungen der Einwohner. Da die Ausdünstungen der Schlange sehr giftig sind, und nicht erlauben, daß man sich zu sehr nähert, so tödtet man sie aus der Ferne.

Das Gift des **Boa-Uppas** verdient alle Aufmerksamkeit des Arztes und Naturforschers, da Ursach und Wirkung gleich merkwürdig sind. Den Berichten der Eingebohrnen nach, ist der reine ungemischte Saft fast unschädlich, da er selbst zum Gegengifte der Ausdünstungen einiger giftigen Fische angewandt wird. **Rumph** erzählt sogar, daß man ihn innerlich anwendet, was beynahe unglaublich ist. Endlich macht der Saft des **Boa-Uppas** mit dem **Zerumbelsaft***) gemischt, das wirksamste Gift, das jemals Natur und Kunst erzeugten, und doch ist eben die-

*) Zerumbel ist die Wurzel von Amomum Zerumber Linn. gehört also mit Amomum Zingiber, Amomum Bardamomum und andern Gewürzen in eine Classe.

dieser Zerumbel ein Heilmittel, dessen man sich in Indien als Gegengift bedient.

Der einmal genossene Boa-Uppassaft scheint den menschlichen Körper nicht sobald wieder zu verlassen. Besonders muß der davon inficirte Kranke sich hüten, nicht von der Zerumbelwurzel zu essen, dieß würde ihm nach 3 Jahren nach genommenen Boa-Uppas das Leben kosten. Auch bemerkten sie, daß die, welche durch Gegengifte vom Boa-Uppas befreyt wurden, alle Jahre wieder das Gift in ihren Adern entstehen fühlen.

Die Einwohner der Insel Celebes tauschen die Spitzen ihrer Kriegspfeile in diese Mischung von Boa-Uppas und Zerumbel, die davon entstandenen Wunden sind tödtlich, wenn man nicht gleich hilft. Wenn der verhärtete Boa-Uppassaft den Zerumbelsaft aufbrausen macht, so hat er noch nichts von seiner Brauchbarkeit verlohren.

Ist das Gift gut, so behalten die Pfeile 2 Jahre hindurch ihre Wirksamkeit. Die Indianer probiren sie oft mit Zerumbelsaft. Die durch diese Pfeile Verwundeten sterben, wenn man ihnen nicht zu Hülfe kommt, in einer Viertel- oder halben Stunde nach der Verwundung unter Convulsionen, wobey ihnen

nen der Schaum vor den Mund tritt, die Augen zum Kopfe hinausgetrieben werden, und das Gesicht anschwillt.

Die Holländer fürchten sich nicht mehr so sehr für die Pfeile der Macassaren, als ehedem. Nach Rumph schützten sie sich, als diese Amboina unterjochen wollten, sehr gut dagegen durch Kleidungen von spanischen Rindleder.

Ehedem kannten die Europäer nur ein sehr häßliches Mittel gegen diese Gifte, nämlich menschliche Excremente innerlich genommen. Oft wurde in Schlachten von verwundeten Kriegern hiervon Gebrauch gemacht. Rumph sahe einen Soldaten, der sich fünfmal dadurch vom Tode rettete Jetzt kennt man weniger abschreckende Gegengifte, als die Wurzel von Crinum asiaticum, die Rinde von Ficus ramosa u. s. w. Amputationen der blessirten Glieder helfen nichts, man muß innerliche Mittel anwenden; dieß erfuhr ein König auf Celebes, der Missethäter an verschiedenen Gliedmaßen mit vergifteten Pfeilen verwundete, und dann gleich amputiren ließ, aber die Verbrecher dadurch nicht vom Tode rettete.

A. d. H. v. H.

V. Von

V.

Von der Bereitung eines Getränks, welches die Tatarn Koumiß nennen, und dessen medizinischen Nutzen.

Von Herrn D. J. Grieve. *)

Die Tataren bedienen sich zur Bereitung dieses Getränks der frischen Stutenmilch, welche sie mit einem sechsten Theil Wasser verdünnen. Um dieselbe in Gährung zu bringen, setzen sie einen achten Theil ganz durchgesäuerte Kuhmilch, oder, wenn sie schon Koumiß bereitet haben, ein wenig von diesem zu. Das Gefäß wird sodann mit einem dicken Tuche bedeckt, und an einen mäßig warmen Ort gesetzt. Binnen dieser Zeit wird die Milch sauer, und es sammelt sich oben auf eine dicke Materie. Man rührt nunmehr mit einem Stößel alles durcheinander, wie wenn man Butter machen wollte, bis das dicke recht genau mit der dünnen Flüssigkeit vermischt ist. Man läßt sie wieder 24 Stunden ruhig stehen, und wiederhohlt das Rühren oder Schlagen, bis eine ganz gleichförmige

*) Dieser Aufsatz ist aus den Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburg, vom Jahre 1788 entlehnt.

d. H.

mige Flüssigkeit daraus wird; und so ist dann der Koumiß fertig, welcher einen aus Süß und Sauer gemischten Geschmack haben muß. Man hebt ihn in ledernen Schläuchen auf, und schüttelt ihn jedesmal um, wenn davon getrunken werden soll. Wenn er wohl verwahrt an einem kalten Orte steht, so hält er sich wohl ein Vierteljahr und drüber. In einigen Gegenden verfährt man mit der Bereitung etwas anders, und braucht zum Gährungsmittel Laab von Lämmermagen oder Sauerteig von Roggenmehl. Man kann auch aus Kuhmilch Koumiß bereiten, wie Oseretskowsky bewiesen hat. Dieses Getränk ist leicht verdaulich, und doch sehr nahrhaft. Darum werden die Baschkiren, welche zu Ende des Winters sehr mager sind, im Sommer fett und stark, wenn sie wieder Koumiß trinken können. D. Grieve schreibt ihm auch fäulnißwidrige, herzstärkende und tonische Kräfte zu. Er heilte in Rußland eine venerische Auszehrung, eine schwere Nervenkrankheit, eine anfangende Lungensucht, und eine durch langwierige Eiterung entstandene Auszehrung lediglich dadurch, daß er die Patienten geraume Zeit bloß von Koumiß leben ließ. Er glaubt, daß eben diese Heilmethode auch in verschiedenen andern Krankheiten nützlich seyn würde.

VI.

VI.

Auszug aus den Reisen eines Schweizers in verschiedene Colonien von Amerika. — Nebst der Beschreibung der Inseln Martinique, Curacao und St. Domingue ꝛc.

Leipzig 1789.

§. 1.

Abreise des Schweizers aus Frankreich. Ueber die üble Wirkung der Schiffahrt auf die Gesundheit der Truppen. Bemerkungen über das nächtliche Leuchten des Meerwassers.

Dieser Schweizer verließ die schönen Gefilde des pays de Vaud, begab sich, aus Neugierde und Neigung zum Reisen, zur See, und theilte hernach seinen Freunden seine Bemerkungen ganz freymüthig mit. Mit einem Schiffspaß vom französischen Hofe versehen, kam er gegen Ende des Novembers 1781 zu Brest an, um sich einzuschiffen.

Den

Den 10. December mit Anbruch des Tages erhob sich ein Nordostwind, und der General gab das Zeichen zum Aufbruch.

Das Tagebuch der Schiffarth, welches die erste Hälfte dieses Werks ausmacht, enthält keine Bemerkungen, die für die Länder- und Völkerkunde wichtig seyn könnten, daher es nicht in den Plan dieses Werks gehört, und nur folgende Bemerkungen daraus angeführt werden können.

Er sprach einen Capitain, welcher Truppen am Bord hatte. Er hatte eine Menge Kranken, und seit dem Auslaufen bis zum 3ten März schon zwey und zwanzig Mann in die See geworfen. So kann Frankreich, das zehn tausend Mann in Amerika nöthig hat, und sie abschickt, einige Monathe nach der Abreise, kaum noch auf zwey Drittheil davon rechnen. Sollte es nicht möglich seyn, **die üble Wirkung der Schifffahrt auf die Gesundheit der Truppen durch schickliche Mittel zu vermindern?** Nicht wahr, auf folgende Art?

Erstlich sollte man sie nicht so zusammen häufen, und einem Jeden einen größern Raum anweisen, als den, der ihm gewöhnlich angewiesen wird; freylich würde dadurch eine größere Anzahl Transportschiffe entstehen, allein alle übri-

übrigen Gründe bey Seite gesetzt, erfordert dieß schon die Menschlichkeit. Die französische Nation ist die einzige, die ihre Leute auf den Schiffen so zusammen häuft, daher es denn kommt, daß auf französischen Schiffen die Krankheiten stärker wüthen, als auf fremden. Wenn man doch nur diejenigen Mittel mit Verstande anwenden wollte, die der Staat dazu hergiebt, so aber befanden sich öfters unter den Convoyen große vom Könige ausgerüstete Schiffe, deren Räume ganz leer waren, und auf die man keine Truppen einschiffte, während daß andere damit überladen wurden.

Zweytens ist man in der Wahl der Nahrungsmittel nicht sorgfältig genug, und doch sollte mit der größten Strenge darauf gesehen werden, daß man nur guten und ganz trocknen Zwieback einschiffte, statt alten feuchten und wurmigten, wie ihn manchmal das Schiffsvolk erhält. Sauerkraut und Bierextract würde, wenn man ihn wöchentlich zweymal austheilte, sehr nützlich seyn; und die Alkalisirung des Bluts verhindern, die aus der Menge gesalzener Speisen entstehen muß.

Die schreckliche Epidemie, welche im Jahre 1778 in der ganzen Armee des Grafen Orvilliers herrschte, rührte, nach der allgemeinen Sage, von der schlechten Beschaffenheit der

Lebensmittel her, auch betraf sie nur diejenigen, welche auf Rationen standen.

Drittens ist für die Gesundheit des Menschen überhaupt, und für die des Landsoldaten, der am Bord sehr wenig zu thun hat, insbesondere nichts schädlicher, als die Unthätigkeit, der man sich auf den Schiffen so gern überläßt. Man erfinde also Mittel, sie gleichsam wider ihren Willen in Bewegung zu setzen, und dieß würde ihnen vortheilhaft seyn; zu diesem Ende könnte man in Ermangelung nützlicher Geschäfte, Spiele und andere Lustbarkeiten anordnen. Hält man diese Bemerkungen für unbedeutend, so ist es desto schlimmer, es sey denn, daß man sich entschlösse, nur den Auswurf des Staats nach Amerika zu senden, anstatt jener braven Leute, deren Leben man auf die grausamste und unrühmlichste Art, durch Nachläßigkeiten verschwendet, die man entweder vermeiden oder bestrafen sollte.

Hierauf folgen einige **Bemerkungen über das Leuchten des Meeres**, bey Nachtzeit, *) welche hier eine Stelle verdienen.

Eini-

*) Es wird hoffentlich nicht unangenehm seyn, hier die hierüber gemachten Bemerkungen zweyer andern Reisenden zu lesen. H. P. E. Isert in seiner Reise nach Guinea und den caraibäischen Inseln in den Jahre 1783 bis 1787 sagt: „Ueber „die

Einige Zeit nach Untergang der Sonne schien die Straße des Schiffs der Bahn eines großen schnell bewegten Körpers auf einem Meer von

 glü-

„die Ursache dieses Leuchtens des Meerwassers „sind die Meynungen der Physiker noch getheilt. „Einige meynen, daß es von sehr kleinen atom„ähnlichen Insekten, andere aber, daß es von „den verfaulenden Partikeln der Seethiere ent„steht. Die letztere Meynung scheint noch die „glaubwürdigste zu seyn, wenn man nicht dage„gen einwenden könnte, daß es dergleichen ver„faulende Partikeln ebenfalls in den nördlichen „Meeren gebe, wo man doch kein merkliches „Leuchten des Wassers wahrnimmt.“ — Herr John White auf seiner Reise nach Neu-Süd-Wales passirte am 14ten Julius 1787 den Aequator. Die Nacht darauf glänzte die See rings um die Schiffe, wie Feuerflammen. Herr W. machte nebst mehrern seiner Gefährten die Bemerkung, daß diese Naturerscheinung von den Bewegungen der Fische verursacht wurde. Sie alle konnten die Sprünge und Wendungen derselben ganz deutlich wahrnehmen. — Die Meynung, welcher der reisende Schweizer beypflichtet, daß dieß Leuchten von phosphorischen Körpern herrühre, hat wohl am mehrsten für sich. — Herr Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie sagt: „Nur in einigen Fällen kann „dieses von der Fäulniß vieler animalischen Theile „herrühren. Aber auch gallertartige Gewürme, „verschiedene Geschlechte von Fischen, desgleichen „Meernesseln ꝛc. können das ihrige hiezu beytragen.“ — Noch vergleiche man das Ende von §. 3.

glühendem Metall ähnlich zu seyn. Dieß ist das Licht, welches man unter allen Parallelen antrift, und das unser Reisende auf der See alle Nächte sahe; bis jetzt ist es aber so wenig untersucht worden, daß man die Art und Eigenschaft dieser phosphorischen Körper, durch die es entsteht, wenig oder gar nicht kennt. So viel ist indessen gewiß, das die Bewegung nothwendig zu dessen Erscheinung erfordert wird, weil man es auf keiner von beyden Seiten, sondern nur in den an das Schiff und gegen einander schlagende Wellen bemerkt. Auch bemerkte er, daß die phosphorischen Körper des heißen Erdgürtels weit größer sind, als die der temperirten. Dem Ansehn nach sind sie noch einmal so groß, und dieser Unterschied ist also zu merklich, um zweifelhaft zu seyn, indessen verschwinden doch beyde bey einer Hitze von 34 Graden, über Null des Reaumurischen Thermometers. Dieser Reisende hat in einem Seehafen von Europa während dem Sommer dieß Experiment gemacht, und hier wiederholt, da die Breite 21 Gr. 40 M. war. Verschwinden nennt er hier, wenn die phosphorischen Körper aufhören zu leuchten. Ihm wird es wahrscheinlich, daß es Thierchen sind, aber keine Polypen, wie Herr Rigaud vermuthet, wenigstens ist ihm keine Beobachtung von Polypen bekannt, wo man bemerkt hätte, daß sie leuchten.

§. 2.

§. 2.

Bemerkungen über die Inseln Martinique, Marie Galante und Guadeloupe. Ueber Seetreffen.

Man stelle sich einen Berg von 45 Meilen im Umfange vor, der sich mitten aus der See erhebt, und dessen Mittelpunkt als der höchste Theil, mit vier Spitzen gekrönt ist, die eine Art Trichter bilden; so hat man das äußere Ansehn von Martinique. *)

Diese Höhe ist mit Holz bedeckt, und sehr unzugangbar, auch selten zu sehen; sie scheint der wahre Attractionspunkt zu seyn, und sammelt alle wäßrige Dünste der Atmosphäre zusammen, woraus nachher die gewöhnlichen Regen und selbst die Sturmwinde entstehen. Die Flüsse, welche die Seiten der Insel beströmen, sind im Sommer ziemlich schwach, allein im Winter schwellen sie an, und verursachen fürchterliche Verwüstungen; man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man die ungeheuren

*) Ihrer perpendikuläre Höhe über der Meeresfläche kann man wenigstens auf 600 Toisen schätzen. d. reis. Schw.

Seit 1635 besitzen sie die Franzosen. d. H.

Felsenstücke bemerkt, die jetzt den Lauf derselben hemmen, und die sie zu allen Zeiten mit sich fortgeführt haben.

Der Abhang der Insel, von den obersten Spitzen an gerechnet, wo die Holzungen aufhören, bis an das Ufer des Meeres ist sehr unregelmäßig, aber im allgemeinen beträchtlich und äußerst mannigfaltig verändert; an manchen Stellen sieht man Felsenstücke in den sonderbarsten Lagen, die wahrscheinlich von dem obern Theile abgerissen, nachher von irgend einem Hinderniß aufgehalten wurden, und nun auf die untern Theile herabzustürzen drohen. Die verschiedenen Amphitheater, welche die Insel vorstellt, werden durch die Etablissements der Europäer noch verschönert, wovon einige Zuckerröhre, andere Caffe, und noch andere Indigo pflanzen, Jeder nach seinem Vermögen, und der Art des Landes, das er besitzt. *)

Das

*) Deselicax brachte den ersten Caffebaum nach Martinique. Man zählte hier vor einigen Jahren an siebenhunderttausend solcher Bäume. Von Zucker gehn, ein Jahr ins andere gerechnet, aus, 30 Millionen Pfund, von Caffe 3 Millionen Pfund, von Baumwolle 800, 000 Pfund, und 40, 000 Pfund Cacao. — Martinique liegt für den amerikanischen Handel sehr bequem, daher findet man hier auch Magazine von allen Waaren in der Welt. Von hier geht nach allen übrigen französischen Besitzungen in diesem

Das härteste Holz wächst natürlicher Weise in den höchsten und folglich dürresten Gegenden der Insel; die Ebenen hingegen bringen vielerley Arten von Bäumen von weichem Holz hervor, das zum Bauen untauglich ist. Der gewöhnliche Baum ist die Akazie mit der gelben riechenden Blume; das Fühlkraut (Senfitive) das unter den Pflanzen einen vorzüglichen Rang behauptet, wächst hier überall auf allen unbebauten Feldern. Die vegetabilische Erde schien unserm Reisenden überall, wo er sie frisch zu sehen bekommen konnte, von schwarzer Farbe, und hielt ungefähr 15 bis 18 Zoll in der Dicke; unter dieser ersten Lage findet man gewöhnlich einen zusammen gebackenen Sand, der concentrisch zusammen haltenden Kieseln ähnlich sieht, von einer glänzenden halb durchsichtigen Masse, die gleich dem Kiesel mit dem Stahl Feuer giebt.

Erdtheile Gelegenheit, wodurch die Einwohner mit allen Bedürfnissen versorgt werden können.

Im Jahre 1787 hatte diese Insel 15000 weiße Einwohner und 80000 Neger und Mulatten, darunter 2000 freye Neger, überdieß 500 Maronen, oder von ihren Herren entlaufene Sklaven, die sich auf die unzugänglichen Bergspitzen geflüchtet hatten und größtentheils vom Raube lebten. Es giebt hier noch einige Familien von den alten Einwohnern des Landes, nämlich den Caraiben, die ganz für sich leben.

d. H.

Alle diese Fossilien sind hin und wieder ohne einige merkliche Ordnung zerstreut, und an einigen Orten hängen die Sandtheilchen nicht zusammen; der Kalkstein ist hier sehr selten, und noch seltener findet man Versteinerungen; Zur Bereitung des nöthigen Kalkes bedienen sich die Einwohner der Polypen, die man häufig an den Ufern findet.

Der merkwürdigste unter allen Vögeln dieses Landes, der zugleich auch der gemeinste ist, ist der Kolibri; das ganze Feld ist damit bedeckt; während daß man aber seine Schönheit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit des Flugs bewundert, muß man sich vor den gefährlichen Schlangen *) in Acht nehmen, die zwischen dem Grase liegen, oder in den Büschen versteckt sind, aus denen sie hernach auf die Menschen zufahren. Es giebt deren vielerley Arten hier, die alle giftig sind, zwar werden viele von den großen Schlangen getödtet, allein ihre Vermehrung ist so stark, daß sie diese Ausrottung weit übersteigt, und man kann mit Wahrschein-

lich-

*) Man findet diese giftige Schlangenart auch auf andern westindischen Inseln sehr häufig; gegen ihren Biß schützt ein gewisses Kraut (Aristolochia anguicida L.)

Den dortigen Gewächsen und Geflügel ist die Beutelratze oder der Manikó (Didelphis Marsupialis) sehr schädlich. d. H.

lichkeit voraussagen, daß sie sich dereinst der ganzen Insel bemeistern werden.

Wild ist hier ziemlich selten; man findet hier einige Ringeltauben und sehr wenige wilde Schweine. Die Flüsse geben wenig **Fische**, und die Fische der **Küste** kommen den europäischen nicht gleich.

Was die **amerikanischen Früchte** anbetrifft, so kann man, die **Ananas** ausgenommen, die besten von allen, nicht den mittelmässigsten von Frankreich vorziehen; selbst die **Pomeranzen**, zwey Sorten ausgenommen, welche ziemlich selten sind, verdienen vor denen der Provence keinen Vorzug, sie enthalten ein blosses Zuckerwasser, das noch dazu sehr unschmakhaft ist, und dieß ist die Eigenschaft der mehrsten Früchte auf den antillischen Inseln; die übrigen sind unausstehlich sauer.

Die Stadt **Fort Royal**, wo der Reisende anlandete, ist, ob sie gleich der Hauptort der Colonie ist, doch weniger beträchtlich, als die Stadt **St. Pierre**. Der Gouverneur und der Intendant residiren daselbst, während daß Handlung und Ueberfluß St. Pierre bewohnen. *) Hier sind die Häuser alle von Holz,

*) Selbst Gelehrte und Künstler aus allen Classen findet man hier. d. H.

und nur ein Stockwerk hoch gebaut, *) und der Boden ist, ungeachtet aller vorgenommenen Austrocknungen, noch immer morastig und feucht.

Die Straßen sind ziemlich lang, aber sehr eng, schlecht gebaut, unreinlich und stinkend, der Fluß, der hinter der Stadt läuft, und sich in die Rhede ergießt, trocknet nie aus. An dem andern Ende von Fort Royal befindet sich eine gemauerte Wasserleitung, wodurch das süße Wasser, das die Schiffe nöthig haben, in einen Canal geleitet, und wo es nachher in Schalluppen geladen wird. Mit großem Erstaunen fand der Reisende, bey Besichtigung der Seemagazine, keinerley Art von Vorrath. Die öffentlichen Spaziergänge sind nicht geräumig, die sogenannte Esplanade zwischen der Stadt und dem alten Vorwerk ist der beträchtlichste. Dieß alte Vorwerk, das ehemals Fort Royal hieß, und wovon die Stadt den Namen erhalten hat, kann noch immer vertheidigt werden, seitdem man auf der Höhe, die es bestreicht, das Fort Bourbon angelegt hat,

*) Herr Isert führt in der bey §. 2 von mir schon erwähnten Reisebeschreibung das Gegentheil hiervon an: „Alle Häuser werden von Steinen „gebauet, und die mehresten sind drey Stock„werke hoch.“

d. H.

hat; *) dieß letztere ist von neuerer Bauart, und ungefähr 200 Fuß über der Stadt erhaben, es ist geräumig und an einer gut gewählten Lage. Das, was man daran mit Recht tadeln könnte, würde nur Nebensachen betreffen, und man muß gestehen, daß dieses neuere militärische Etablissement, unter allen französischen Colonien in Amerika, allein den Namen einer Vestung verdient.

Marie Galante ist klein und unfruchtbar, und selbst das Wasser ist darauf so selten, daß die Bewohner es wo anders herholen, und in Vorrathshäusern aufbewahren müssen; die **Saintes** taugen eben nicht viel mehr, und sind daher auch wenig bewohnt.

Guadeloupe **) ist in verschiedenen Cantonen sehr ergiebig. Der **Schwefelberg** fällt vor

*) **Fort Royal** hat einen schönen und ziemlich sichern Hafen. Mitten in demselben liegt auf einer kleinen Insel, die mit dem festen Lande durch eine Brücke in Verbindung steht, ein Fort. Obgleich **Fort Royal** eine wichtige Vestung ist, so hat man doch auf einer Anhöhe, jenseits der Stadt, eine weitläuftige Vestung mit Namen **Fort Louis** angelegt. Ob nun letzteres mit **Fort Bourbon** einerley sey, kann ich nicht genau bestimmen. d. H.

)Guadeloupe** besteht eigentlich aus zwey Inseln, durch welche ein Canal geht, den die Fran-

vor allen andern in die Augen. In seinem gewöhnlichen Zustande pflegt er zu rauchen. Seinen Namen erhielt er von dem reinen Schwefel, den er enthält, und der auch auf seinen Abhängen in Menge gefunden wird. Diese brennbare und sehr hohe Masse kann vielleicht mit der Zeit zu einem furchtbaren Vulkan werden.

Alle diese Inseln haben sowol alle in- als ausländische Produkte mit einander gemein, und dieß ist nichts sonderbares, denn da sie in dem heißen Erdgürtel und sehr nahe an einander liegen, so haben sie ungefähr einerley Himmelsstrich. Man hat hier keinen andern als den Passatwind, und die See ist in der Bay, die von den Inseln gebildet wird, gewöhnlich ruhiger als außerhalb derselben. Der Reisende sahe sie jede Nacht leuchten, und die größte Hitze,

zosen das salzige Revier nennen. Die eine Hälfte wird Basseterre und die andere Guadeloupe genannt. Auf Basseterre ist die Hauptstadt gleiches Namens, wo das Gouvernement seinen Sitz hat. Die Hauptstadt des andern Theils der Insel heißt Pointe-a-pitre. Sie hat ein kleines Fort und einen vortreflichen Hafen.

Die Anzahl aller Einwohner beläuft sich gegen 1200 Weiße, und 60, 000 Negern.

d. H.

Hitze, die er bis dahin bemerkt hatte, war 22 Grad, die geringste aber 19 Grad.

Es ist in diesen Gewässern nichts seltenes, daß man ein Schiff stille liegen sieht, während daß ein nicht weit davon entferntes mit guten Winde seegelt: dies kommt immer von einem Windzuge von geringer Ausdehnung her, der von einer einzelnen Wolke herrührt; und die kleinen Windstriche, gegen die der geschickteste General nichts auszurichten vermag, geben öfters bey einem Seetreffen den Ausschlag.

Bey solchem Seetreffen weiß jeder seinen angewiesenen Posten vorher. Ein Theil der Equipage bleibt des Manoeuvre wegen auf dem Verdeck, der andere aber ist in den Batterien angestellt, und die Schiffsjungen müssen zu jedem Stücke die nöthigen Patronen herbeybringen, alsdann schießt der, welcher zuerst fertig ist. Man kann nicht sagen, daß alsdann auf dem Schiffe eine vollkommene Ordnung herrsche. Der Donner der Kanonen, das Geschrey der Schiffsjungen, der Kanonirer und der Dampf müssen nothwendig auf einem so kleinen Raume eine Verwirrung hervorbringen, indessen ist sie doch nie so arg, daß nicht jeder seine Verrichtung erfüllen könnte, vielmehr ist es ein allgemeiner Lärm, der den Muth anfeuert, und die Kräfte eines Jeden stärker reizt.

Die

Die Engländer scheinen die Gewohnheit zu haben, mehr nach den Masten und Seegeln zu schießen, die Franzosen hingegen mehr auf den ganzen Körper; jener Methode ist indessen der französischen darin vorzuziehn, daß die kämpfenden Schiffe dadurch eher außer Stand gesetzt werden, zu fechten. Die französische ist mörderischer, zerstört die Batterien besser, und bringt öfters die Schiffe zum Sinken. Ueberhaupt ist der Umfang der englischen Schiffe kleiner, als der der französischen.

§. 3.

Die Insel Curaçao mit einem guten Hafen.*)

Man stelle sich einige niedrige, von Mauerwerk aufgeführte Batterien vor, die am Eingange des Hafens**) angebracht sind, um die

*) Ehemals hatten die Spanier diese Insel inne, seit 1632 aber die Holländer.

D. H.

) Dieser Hafen heißt die St. Anna-Bay. An der Mündung dieser Bay liegt die gut angelegte und mit Mauren versehene Stadt **Wilhelmstadt. Sie ist eine der ansehnlichsten Städte auf den amerikanischen Inseln, und hat an jeder Ecke ein kleines Fort zur Bedeckung, und an der östlichen Spitze das **Fort Amsterdam**.

D. H.

die feindlichen Schiffe abzuhalten; an dasselbe stößt ein schlechtes kleines Schloß, das den Namen Fort Amsterdam führt, an der rechten Seite des Hafens liegt, und von den nächsten Anhöhen bestrichen wird. Die Stadt, welche an das Schloß stößt, ist mit einer schwachen Mauer umgeben, in der an verschiedenen Stellen noch einige Batterien angebracht sind; hierin besteht die ganze Befestigung des Hauptorts.

Alle diese elenden Festungswerke zusammen genommen, würden indessen wegen der Gefährlichkeit des Passes hinreichen, dem Feinde den Eingang in den Hafen zu verwehren. Wollte man aber in einer Entfernung von der Stadt landen, und alsdann auf die Vorstadt losgehen und die Höhe besetzen, die sie bestreicht, und die sich auf beyden Seiten der beyden Arme des Hafens hin erstreckt, so würde die Stadt und das Fort verloren, und die Insel erobert seyn. Vergebens würde man zur Vertheidigung seine Hoffnung auf die Batterien setzen, die hin und wieder auf der Höhe zerstreut sind, denn ob sie gleich an den besten Landungsplätzen liegen, so würden sie dieselbe doch nicht verhindern können, weil sie zu niedrig und von Mauerwerk aufgeführt sind.

Anstatt einer solchen Menge von Batterien, die zur Vertheidigung der Insel unnütz sind, anstatt dieses schlechten Schlosses, hätte man sol-

len die Höhen, welche die Stadt und den Hafen bestreichen, mit zwey vierwinklichten Forts befestigen; sie sind zwar durch einen Kanal getrennt, allein wegen ihrer Nähe könnten sie einander leicht unterstützen, da ihre Entfernung höchstens 250 Toisen beträgt. Diese concentrirten Vertheidigungsanstalten würden für die Insel vollkommen hinreichend seyn; im Fall eines Angriffs hätte man alsdann einen Ort, um die Reichthümer der Einwohner in Sicherheit zu bringen, der um desto sicherer wäre, weil, von welcher Seite der Feind auch kommen mögte, er durch die beyden Forts würde aufgehalten werden, welche die Stadt, die Vorstadt, die beyden Seiten des Hafens und die umliegenden Gegenden bestreichen. *) Doch genug hiervon.

Die Insel Curaçao hat keine hohen Berge, wie die Antillen, und der höchste davon ist wol nicht über 150 Toisen über die Oberfläche der See erhaben; der Erdboden ist ungleich, mager und unfruchtbar, und kaum findet man 7 bis 8 Zoll Erde. Unter derselben findet man eine Art Kalkfelsen, der aus versteinerten Seekörpern besteht, unter welchen sich mehrere sehr

*) Nach ältern Nachrichten sollen auf dieser Insel, außer **Willhelmstadt** und Fort **Amsterdam**, noch zwey bevestigte Städte **Berkenburg** und **Collenburg** befindlich seyn. d. H.

sehr schöne Madreporen befanden. Dieser Felsen ist nicht hart, und seine Theile hängen so wenig zusammen, daß man selten Stücke eines Kubikfußes in der Dicke erhalten kann.

Vor ungefähr 60 Jahren waren noch verschiedene Waldungen auf der Insel, damals regnete es noch häufiger, und ungeachtet der geringen Dicke der vegetabilischen Erde, pflanzte man vielen Indigo und Cacao daselbst. Jetzt da kaum noch einige wenige Hecken übrig sind, und es selten regnet, ist der Ertrag des Landes auf die Erndte von kleinen Hirsen und Mais eingeschränkt, den man im September pflanzt, und im Januar abschneidet. In dieser Zwischenzeit pflegt es zu regnen, und nur alsdann kann etwas in dem Boden fortkommen. Zum Ackerbau bedient man sich des Pflugs; und man gebraucht dabey ohne Unterschied Ochsen und Pferde. Diese letztern sind sehr klein, und vom schlechten Ansehn, obgleich von spanischer Race, aber sehr stark und muthig. Die Ochsen geben unsern größten europäischen in der Dicke nichts nach, sie sind aber weniger lebhaft, ihr Fleisch hingegen wohlschmeckend. Man hält auch auf der Insel verschiedene Heerden Schaafe, die sehr gut fortkommen, und diese verschiedenen Gegenstände zusammen genommen machen den Reichthum des Landmannes aus.

Auf der ganzen Insel zählt man dreyßigtausend Sklaven, die übrige Bevölkerung der Insel, die ungefähr vier bis fünftausend Menschen beträgt, besteht aus Weißen oder Vermischten, die theils einige Ländereyen besitzen, theils als Kaufleute in der kleinen aber sehr reinlichen und wohlgebauten Stadt wohnen. Die Juden haben daselbst eine schöne Synagoge, und der stärkste Handel ist in ihren Händen; sie stammen von verschiedenen europäischen Nationen her; der Stamm Juda ist der ansehnlichste, sie sind größtentheils sehr wohlhabend, und ehrlicher als ihre Brüder in der alten Welt, und hierin zeigen sie das Gegentheil von andern Sekten, die in der neuen gemeiniglich an Tugend verlieren. Diese Verschiedenheit kommt wohl daher. Die Juden können zwar hier keine Stellen bey der Regierung erhalten, dafür aber werden sie auch nicht so gedrückt, wie in Europa. Sie besitzen eigene Ländereyen unter eben den Bedingungen, wie die Holländen, werden eben so geschützt, und beynahe eben so geachtet. Die Europäer von andern Religionen hingegen, die sich in den Colonien niederlassen, verlassen öfters in ihrem Vaterlande einen ehrenvollen bürgerlichen Stand, um sich hier mit den geringschätzigsten Menschen zu vermischen, und bey diesem erniedrigenden Tausche muß ihre Seele nothwendig verlieren, während daß die des Juden aus dem entgegengesetzten Grunde sich erhebt.

Die

Die holländischen Familien, die sich mit andern farbigen Menschen unvermischt erhalten, können allein Theil an der Regierung erlangen; es sind deren sehr wenige. Die übrigen freyen Einwohner, die aus Franzosen und Spaniern bestehen, sind beynahe alle vermischt, und bekennen sich zur katholischen Religion, die auch diejenige der Sklaven ist, weil die Protestanten, so wie die Juden, keinen Sklaven zu der ihrigen zulassen.

Die holländischwestindische Compagnie erhält die Einkünfte von der Insel, und regiert sie durch einen Gouverneur, dem zwey Collegien zugegeben sind, in denen er präsidirt. Sie vergiebt auch alle Stellen, jedoch mit der Bestätigung der Generalstaaten. Der oberste Gerichtshof kann nur in Sachen, die den Werth von sechshundert Piastern nicht übersteigen, endlich entscheiden. *)

Die fixen Auflagen der Insel können die Unkosten der Administration nicht bestreiten, allein wir werden bald eine für die Compagnie weit ergiebigere Quelle von Reichthümern entdecken, vorher muß hier noch etwas von der Einrichtung des Landes angeführt werden.

*) 3300 französische Livres, weil der Piaster ungefähr 5 Livres 10 Sols enthält.

Da man hier niemals Erdbeben empfunden hat, so hat man die Häuser von Mauerwerk und zwey Stock hoch aufgeführt. Die Dächer sind sehr flach, und mit europäischen Ziegeln belegt. In dem innern Theile der Häuser herrscht die größte Reinlichkeit, und man hat sie auf kleine Erhöhungen gebaut, um mehr Kühlung zu erhalten. Die Dürre der Hügel auf denen sie stehen, erlaubt nicht Baum- oder Fruchtgärten in der Nähe anzulegen, und man mußte in der Nähe tieferes und tauglicheres Land dazu wählen, dennoch geben, wegen der grossen Dürre, die besten und wohl verpflegtesten kaum etwas Gemüse, bloß die fruchttragenden Bäume kommen ziemlich fort, als der Cocos- und der Tamarindenbaum.

Die Einkünfte der Eigenthümer bestehen in Hirsen, Mais, Ochsen, Kälber, Schaafe, Geflügel, Milch und ander Früchten; alles dieß wird in der Stadt verkauft, zum Theil an die Einwohner derselben, zu ihren eignen Unterhalt, und dem der Sklaven, zum Theil auch an die Seefahrer. Die Pflanzungen der reichsten tragen gegen funfzigtausend Livres jährlich ein, allein dergleichen giebt es wenige, die mehrsten übrigen haben ein mittelmäßiges Einkommen. Die Schwarzen werden hier besser behandelt, als in den französischen und englischen Colonien, auch erhalten sie bessere Nahrung und Kleidung; vielleicht verdanken sie

diese

diese Vorzüge der Furcht, in der man ist, daß sie entlaufen mögten, denn eine einzige Pirogue ist hinreichend, um das feste Land damit zu erreichen.

Man behauptet hier für gewiß, daß vor der Ausrottung der Waldungen die Luft auf der Insel sehr ungesund gewesen sey, jetzt aber ist sie so gesund, daß man nur an den gewöhnlichen Gebrechen des Alters stirbt. Man kennt hier auch keine giftigen Thiere, selbst nicht einmal die amerikanischen Schnaken, oder andere fliegende Insekten, deren Stich oder Biß empfindlich ist.

Die sogenannten **Leguanas** oder stachelichten Eidexen finden sich hier in ziemlicher Menge. *) Die Küste ist fischreich, und liefert

*) Hier, so wie an den mehresten Orten in Westindien herrscht auch die Plage des guineischen Hautwurms, einer Art kleiner Schlangen (Dracunculus). Dieses ist ein dünner Wurm im Fleisch, welcher sich besonders an den Armen und Beinen zeigt, und zwischen der Haut einen kleinen Knoten macht, der sehr schmerzhaft und gewöhnlich mit Fieber verbunden ist, welches daher das Wurmfieber genannt wird. Die Eingebohrnen wissen ihn mit vieler Behendigkeit herauszuwinden, ohne ihn zu zerreißen, welches sonst für den Kranken sehr gefährlich seyn soll. Auch besitzen sie gewisse Heilungsmittel, welche aus

viele vortrefliche **Schildkröten**; unser Reisende sahe einige, welche vier Centner wogen. Unter den **Vögeln** findet man den **Kolibri**, den **Ortolan** und die langgeschwänzte **Droßel** am häufigsten; auch sieht man kleine und große **Papagayen**, jedoch in geringer Anzahl.

Unter allen **Pflanzen**, die hier wild wachsen, ist eine gewisse Art **Aloe**, die vorzüglichste und gemeinste, die sich zu einer Höhe von funfzehn bis achtzehn Schuhen erhebt. Man findet sie überall, besonders in dürren Gegenden. Ungeachtet ihrer furchtbaren Stacheln ist sie aber doch nicht die gefährlichste unter den dortigen Pflanzen, denn die Ufer des einzigen Flusses, der die Insel bewässert, nähren den **Manzenillenbaum**, der unstreitig der giftigste in der Welt ist. *) Ein Franzose lernte ihn zu seinem Unglück auf der Jagd kennen, und es fehlte wenig, daß er nicht seine Unwissenheit mit dem Tode bezahlen mußte. Er ging nämlich vor einem dieser Bäume vorüber, und riß aus Zerstreuung ein Blatt davon ab, und brachte es in den Mund, sogleich fühlte er eine Ent-

aus Balsam, Gummi und Harz bestehn, und bey äuserlichen Uebeln oder bey Wunden von großem Nutzen seyn sollen. d. H.

*) Man vergleiche damit, was im 4ten Abschnitt vom Boa = Uppas gesagt worden. d. H.

Entzündung in den Gaumen, und er spie das Blatt wieder aus. Da aber der Schmerz immer zunahm, so kam er auf die Gedanken, daß das Blatt könnte vergiftet seyn, und lief in die nächstgelegene Wohnung. Man gab ihm Olivenöhl zu trinken, worauf er einige Linderung verspürte. Als er am Abend wieder am Bord kam, schrieb ihn der Schiffschirurgus Milch zu seiner ganzen Nahrung vor. Den andern Tag war sein Gaum ganz weiß und mit Geschwüren bedeckt, der Hals war inflamirt und der Kopf eingenommen, dennoch genas er mit Hülfe seiner Jugend und seiner guten Constitution nach einigen Tagen wieder, allein er würde vermuthlich verloren gewesen seyn, wenn er seinen ersten Speichel hintergeschluckt hätte.

Als unser Reisende diesen gefährlichen Baum sahe, trug er Früchte, die kleinen Aepfeln ähnlich sahen. Indem er die Zweige bog, spritzte ein weißlicher, der Wolfsmilch ähnlicher Saft heraus. Vielleicht haben sich die Indianer desselben bedient, um ihre Pfeile zu vergiften.

Nachdem dieser Reisende den Baum eine gute Stunde lang untersucht, Blätter abgerissen, die Zweige gebogen, die Früchte abgepflückt und geöffnet hatte, so fühlte er nicht die geringste Unbequemlichkeit davon, und schloß

hieraus, daß die Atmosphäre des Manzenilienbaums bey weitem nicht so gefährlich sey, als man vorgiebt, obgleich die Stärke des Gifts, das er enthält, dadurch nichts verliert, denn er zerfrißt äußerlich das härteste Fleisch, und die damit gemachten Wunden sind sehr schwer zu heilen. Ungeachtet der Schönheit und Unverderblichkeit seines Holzes, wodurch es zu den feinsten eingelegten Arbeiten kann gebraucht werden, so ist er dennoch den Eingebohrnen so furchtbar, daß man ihn lieber in den mehrsten amerikanischen Colonien ausrottet, und zwar mit Recht. Die wenigen, die man noch in den französischen Colonien antrift, finden sich bloß an unbewohnten und unbebauten Stellen.

Die Einwohner von Curaçao sollten billig die wenigen noch übrigen ausrotten, ungeachtet ihres Mangels an Holz, der sie nöthigt, das, was sie täglich brauchen, auf dem Isles d' Aves fällen und herbeyschaffen zu lassen. Die Schwarzen, welche zu dieser Arbeit gebraucht werden, sammeln auf diesen unbewohnten Inseln eine unzählige Menge Vogeleyer, die sehr gut zu essen sind, kochen einige auf der Stelle, und verkaufen sie bey ihrer Rückkunft.

Auf Curaçao kennt man nur einen einzigen Brunnen, und dieser ist im Hintergrunde des Kauf-

Kauffahrteyhafens, wo die Einwohner das Wasser einzeln kaufen. Die Bewohner des Landes haben Brunnen, deren sie sich bedienen, ob sie gleich von schlechter Art sind. Diese Seltenheit des süßen Wassers auf der Insel kann man wohl nicht hinlänglich durch die Ausrottung der Wälder erklären, denn man mag auch behaupten, daß es nicht mehr so häufig regnet, als ehemals, so regnet es doch noch immer genug, um eine gute Anzahl von Quellen zu unterhalten, wenn sonst nur das Innere der Insel, das bis unter die Meeresfläche aus lockern Steinen besteht, den Verlust des Wassers verursachte. Die Ursachen bey Seite gesetzt, ist die Wirkung nur allzu merklich, und man kann sie als eines der größten Hindernisse betrachten, das sich der Vergrößerung der Colonie entgegen setzt, wenn anders nicht die holländische Compagnie eine künstliche Quelle, nach der Anweisung des **Bernard Paliſſy**, *) anlegen läßt. Dieß Unternehmen würde eines fleißigen Volkes sehr würdig seyn, das von je her gewohnt ist, die Natur zu bekämpfen, und es würde dadurch hier die Dürre bezwingen, so wie es in Europa das Wasser bezwungen hat. **)

*) Ein berühmter Töpfer, der wegen eines zu seiner Zeit sehr geschätzten Werks bekannt ist.

**) Längs der ganzen südwestlichen Küste sind einige inländische kleine Bäche, und an einigen Or-

Der Hauptgegenstand der Colonie ist der Vortheil, den die Hauptstadt davon zieht. Sie liegt zehn Meilen von dem Meerbusen Venezuala entfernt, der sich tief in das spanische Amerika hinein erstreckt, und diese Lage ist die allergünstigste, um den Handel mit einem an Lebensmitteln und kostbaren Metallen reichen Lande zu befördern, das aber weder Tuch noch Leinwand hat, welche Artikel es von Spanien aus nicht erhalten kann. Diese zwey Artikel, nebst den Galanteriewaaren, machen die holländischen Ladungen, die daselbst abgesetzt werden, aus, wogegen sie gemünztes oder in Stangen gebrachtes Gold und Silber, Ochsen Pferde, Schaafe und Häute erhalten.

Spanien ist es nicht unbekannt, daß Curaçao bloß durch den Handel besteht, indessen wird es, trotz den Küstenbewahrern, den Schiffen dieser eifersüchtigen Nation, noch ferner bestehen, weil kein Mittel vorhanden ist, es zu hindern. Spanien müßte nicht allein seine

Orten Salzpfannen, welche zum Theil in Felsen eingehauen, theils aus Mauersteinen errichtet sind, und in welchen man Seesalz bereitet. Dieses Salz wird jedoch bloß im Lande verbraucht, und jeder kann nach Gefallen dergleichen Salzpfannen zu seinem eignen Gebrauche anlegen.

D. H.

ne Marine außerordentlich vergrößern, sondern sich auch von der Treue der Befehlshaber versichern; nun aber wird dieses zum Wohl seiner amerikanischen Unterthanen nie geschehen können. Ist es nicht eine elende Politik eines Staats, alle Fremden aus seinen Häfen zu entfernen, während daß man sie mit seinen eignen Schiffen nicht besetzen kann?

Man findet auf **Curaçao** die Sitten der verschiedenen dort wohnenden Nationen vermischt mit jenem allgemeinen Ausschweifungsgeiste, der den amerikanischen Colonien eigen ist. In den Häusern sieht man viel Porzellain und Silbergeschirr, einen andern Luxus kennen die Einwohner nicht. Ihre Kleidung ist ganz einfach. Die Weiber tragen ein bloßes Schnupftuch um den Kopf gebunden, und werfen keinen Puder in die Haare. Das Frauenzimmer in den Städten hingegen kleidet sich durchaus französisch, aber auf eine sehr groteske Art. Alle sind, so wie ihre Männer, gefällig, einfach in ihrem Betragen und nicht sehr gefühlvoll, jedoch weit mehr als die Kreolen auf **Martinique**, denn Fleiß und Liebe zur Arbeit, die den Charakter der Holländer vorzüglich bezeichnen, sind hier von den Einflusse des Himmelsstrichs noch nicht gänzlich erstickt worden.

Sel-

Selten bleibt ein Weißer hier unverehlicht, und die Fruchtbarkeit des andern Geschlechts ist hier weit größer, als in dem übrigen Amerika. Man sieht gewöhnlich, besonders bey den Juden, Familien von neun bis zehn Kindern Die jungen Leute beydes Geschlechts leben in der größten Freyheit mit einander, und die Zuneigung, die sie frühzeitig zu einander fühlen, ist keinesweges ein Hinderniß, sondern vielmehr eine Vorbedeutung von einer glücklichen Heyrath, und man sieht die Ehemänner mit ihrer Familie und Kindern in der größten Eintracht leben. Die Haupturſach, warum die weißen Familien auf Curaçao so sehr mit einander vereinigt leben, mag wohl vorzüglig diese seyn, daß sie sich mit lauter Sklaven umgeben sehen, die von Natur ihre Feinde sind, und denen sie nicht würden widerstehen können, wenn sie nicht so genau zusammen hielten.

Die Stadt hat übrigens nichts reizendes, und bietet dem Auge keine von den öffentlichen Vergnügungen dar, die man in den französischen Colonien findet, vielmehr ist sie von dem Lande nur darin unterschieden, daß sie eine größere Menge Menschen, auf einem Raum versammelt, enthält; jeder Einwohner von Curaçao muß also sein Glück in dem Schooße seiner Familie suchen. Endlich auch

sind

sind die Besitzer der Ländereien gewohnt, die Insel als ihr Vaterland zu betrachten, und setzen also ihren ganzen Ehrgeiz darin, ihr Vermögen zu erhalten und zu vermehren. Diese Art, die Dinge zu betrachten, geht von den Vätern auf die Kinder über, und bringt in letztern eine gewisse Mäßigung des Charakters hervor, die allen Familienzwistigkeiten, die durch Eigennutz und Habsucht nur gar zu oft entstehn, vorbeugt. Die Kinder kennen kein anderes Vergnügen, als das, in ihrem väterlichen Hause ruhig zu leben, auf diesen einzigen Punkt vereinigen sich alle ihre Ideen, und weiter sehen sie nicht hinaus. Sie sind zwar durch die Umstände in Ansehung des moralischen Genusses sehr eingeschränkt, allein sie entschädigen sich dafür auf Seiten des Physischen, und dies wird man aus ihrer Lebensart, die hier folgen soll, sehen.

Sie stehen sehr früh auf, um die frische Luft zu genießen. Die Familie versammelt sich in der Gallerie, wo das Frühstück aufgetragen wird, welches gewöhnlich in Kaffee mit Milch besteht.

Nach dem Frühstücke geht jeder seinen Geschäften nach, und trinkt zuweilen ein Glas Punsch, Bier, Wein oder Wasser bis zum Mittagsessen. Bey Tische wird viel Fleisch und

und Geflügel von aller Art gegessen, denn Gemüse ist hier sehr selten. Unmittelbar nach dem Essen wird Thee, nachher Kaffee getrunken, und alsdann geschlafen. Beym Erwachen fängt man sogleich wieder an, zu trinken, so wie am Morgen bis zum Abendessen. Diese letztere Mahlzeit ist ziemlich frugal, und besteht mehrentheils aus Salat und einigen Früchten des Landes. Der kalte Punsch ist das gewöhnliche Getränk vieler Einwohner, und sie trinken ihn auch während der Mahlzeit.

Vom 17ten April bis 1sten Mai war der Thermometer nicht über 24 Grad gestiegen und nicht unter 21 gefallen.

Die Eskadre, mit welcher unser Schweizer reisete, suchte nachgehends in den Canal von Portoriko zu kommen.

Die See führte vielen **Varech**, theils einzeln, theils rund zusammengehäuft, mit sich, wodurch schwimmende Inseln von zwey bis drey hundert Toisen im Durchschnitte entstanden; sobald aber der Wind sich verstärkte, nahmen diese Inseln die Form langer und sehr schmaler Bänder an, die sich einander parallel sehr weit hin und immer mit der Richtung des Windes perpendikulär erstrekten; diese Seepflanzen vermehrten sich, jemehr sich die Eskadre dem Lande näherte.

Das

Das Wasser der See schien von sehr brauner Farbe zu seyn. Unser Reisende ließ einen Kübel voll Wasser herausschöpfen, und sahe darin eine Menge runder und brauner Thierchen, von drey Linien im Durchschnitt und einer Linie in der Dicke, die an Form, Durchsichtigkeit und Klebrigkeit ihres Fleisches den irrenden Meernesseln nicht unähnlich waren. In dem Wasser gaben sie, so lange man sie darin ließ, keine Lebenszeichen von sich, sobald sie aber an die Luft kamen, zappelten sie einige Minuten, und schienen zu sterben. Sie nahmen eine große Strecke in dem Wasser ein, so daß man ihr Ende nicht sehen konte, gingen übrigens mit den Strömen, und schienen keine eigne Bewegung zu haben.*)

§. 4.

Von der Insel St. Domingue und den Wohnungen ihrer Bewohner.

Am 10ten Mai 1782 sahe der Reisende la Grange, einen kleinen Berg von St. Domin-

*) Sollten diese Thierchen wohl zum nächtlichen Leuchten des Meerwassers, wovon §. 1. geredet worden, etwas beytragen können? Es scheint fast so.

H. H.

mingue, funfzehn Meilen ostwärts vom Kap, der seine Benennung von seiner Gestalt erhalten hat. Er dient den Schiffenden zum Signal.

Case nennt man auf St. Domingue jedes Landhaus, von den elenden Negerhütten an bis zu den Wohnungen der reichsten Eigenthümer, die man jedoch vorzugsweise die großen nennt. Unser Reisende beschreibt seine Wohnung folgendermaßen. Es ist ein Haus von einem Stockwerk von vierzig Schritten in der Länge von Osten nach Westen, und dreyßig in der Tiefe von Süden nach Norden. Zwey Gallerien mit einem Vordach bedeckt und von Pfeilern, die an das Haus stoßen, unterstützt, sind auf beyden Seiten des Hauses der ganzen Länge nach angebracht, eine nach Norden, die andere nach Süden, und dienen zum Spaziergange und zur Erhohlung in der frischen Luft. Die ganze Wohnung, welche zwischen diesen beyden Gallerien enthalten, besteht aus einem großen Saal in der Mitte, der zwey auf einander stoßende Thüren hat, die beständig offen sind, und auf die Mitte der Gallerien stoßen. Auf der Nordseite ist der Saal mit zwey kleinen Zimmern, einem zur Rechten und dem andern zur Linken, versehn, worin die Lieblingssklaven wohnen. Auf der Südseite sind zwey Gänge, wovon jeder zu einem Herrenzimmer führt, wovon damals der Eigenthümer

das

das eine bewohnte, und das andere diesem Fremden eingeräumt hatte.

Außerhalb der hier beschriebenen Wohnung hat man an den vier Ecken der beyden Gallerien vier Vorrathshäuser angebracht, wovon das eine für die Lebensmittel der neu angekommenen oder kranken Sklaven der Pflanzung, das andere aber zur Apotheke bestimmt ist; die beyden übrigen sind für Weiße von geringerm Stande bestimmt, die zuweilen um die Gastfreyheit bitten.

Der Boden des Hauses ist drey bis vier Schuh hoch über dem Erdboden erhaben, um die Feuchtigkeit in den Zimmern zu verhüten, die aber, ungeachtet dieser weisen Vorsicht sich dennoch sehr oft spüren läßt. Zwey steinerne Treppen, eine in der Mitte der Gallerie nach Norden, die andere in der nach Süden, sind die beyden einzigen Zugänge des Hauses von außen. Die Erhöhung des Hauses vom Erdboden ist vom Mauerwerk, und dient der Wohnung zum Fundament, deren Wände bloß aus Dielen vom Palmholz verfertigt, die gleich Schalen über einander genagelt, und an Pfeilern von einem sehr harten Holze befestigt sind, die bis ins Dach hinaufreichen. Aus dieser Art von Verkleidung entsteht ein in diesem Lande sehr großer Vortheil, dieser nämlich, daß die

äußere Luft, in den Zwischenräumen der Wände, sehr viele Oeffnungen zum Durchstreichen behält.

Die besten Zimmer sind hier diejenigen, die auf einmal die mehrste Luft enthalten, und worin sie sich am öfterstenerneuern kann, daher einige die Thüren und Fensterladen den ganzen Tag offen lassen. Die Zimmer sind siebenzehn Schuh hoch, und die Tapeten von bloßer und sehr klarer Leinwand.

Die Thorheit, Frankreich in allen Stücken, sogar in denjenigen, die dem Himmelstriche von St. Domingue nicht angemessen sind nach zu ahmen, macht, daß die Einwohner, welche heutiges Tages bauen, sich sehr weit von den Maximen ihrer Vorfahren entfernen, die jedoch weit vernünftiger waren. Heut zu Tage wird alles von Mauerwerk aufgeführt, die Eintheilung ist auch verändert, man will kleine Zimmer und Kabinetter haben, die wohl meublirt sind, und erstickt darin. Vor zwanzig Jahren ging man in den besten Häusern der Colonie im bloßen Camisol herum, heut zu Tage verlangt der Wohlstand, daß man in der Stadt nicht anders als im Kleide erscheine, und dieß fängt an, sich auch auf dem Lande auszubreiten. Dieser willkührliche Zwang, den sich die Einwohner auferlegt haben, ist vorzüglich den Hofleuten zu-

zuzuschreiben, die seit einiger Zeit Reisen in dieß Land unternommen haben; und bald wird man aus lauter Wohlstand keine frische Luft mehr schöpfen dürfen.

Nach dieser eingeschalteten Anmerkung komme ich nun zu dem Aeußern des vorher erwähnten Hauses. Stellt man sich an den Eingang der Treppe nach Süden, so erblickt man einen Theil der Savane, *) in deren Mitte das Haus liegt, und die sich auf allen Seiten über 150 Toisen weit erstreckt, auf dieser Seite wird sie durch eine lebendige Hecke von Campecheholz und Citronenbäume begrenzt, über welche man Pomeranzenbäume erblickt, die der Reihe nach an einem Querwege stehen. Jenseits dieses Weges sieht man eine sehr weite und große Ebene, die mit Wohnungen bedeckt ist, woran sich das Auge verweilt, und deren Bewohner die Zuckerrohrfelder, die sie umgeben, bestellen. Endlich sieht man an dem Ende dieser Ebene, die nicht weniger als vier Meilen breit ist, sehr hohe Hügel, hinter welchen noch andere hervorragen, die bloß ihre dunkeln Spitzen zeigen, alle sind auf den Gipfeln mit Holzungen bedeckt, allein die Abhänge sind bebaut und mit Caffeplantagen bedeckt, wovon viele Einwohner ihren Unterhalt erhalten.

*) Ein Wort des Landes, welches Wiese bedeutet.

Einige Schritte von dem Hause sieht man zur Linken ein ziemlich geräumiges Gebäude, welches zur Remise und dem Aufenthalte des Geflügels bestimmt ist. Ein wenig weiter findet man zur Rechten und zur Linken zwey viereckigte Häuser, die zu Taubenschlägen dienen. Neben dem zur Rechten ist eine Niederlage für den Zucker, der hinein gebracht wird, sobald er in Fässer gepackt ist. An der Seite dieser Niederlage ist ein ziemlich großer Teich, der dem Viehe zum Tränken dient. Hundert Schritte von dem Eingange der Treppe gegen Osten sieht man verschiedene Niederlagen, die mit Hecken umgeben sind, wo man die Zuckerröhre aufbewahrt, die bereits auf der Mühle gewesen sind, und die nachher unter den Namen Vagaftes zum Feuern in den Zuckersiedereyen gebraucht werden.

Die kleinen mit Stroh gedeckten Hütten, deren sechzig um die Niederlagen herum gestreuet liegen, sind die Wohnungen der Sklaven und Sklavinnen der Pflanzung; die andern Gebäude, welche über die übrigen hervorragen, sind die Zuckersiedereyen, die beyden Mühlen und die Werkstatt, wo die Fässer gemacht werden.

Befindet man sich nun auf der Treppe nach Norden, so sieht man in den Baumgarten, und die nahe stehenden Pomeranzenbäu-

bäume neigen ihre geruchreichen Zweige bis in die Gallerie herein; der übrige Platz ist mit Seifenbäumen, Kürbis, Acajoubäumen und einigen andern besetzt. Auch findet man daselbst Cassienbäume und wilde Akazien, die man aber nicht benutzt.

Rechts von dem Baumgarten, zwanzig Schritte von der Hauptwohnung ist ein Gebäude von Mauerwerk, das theils zur Aufbewahrung der Instrumente der Neger, theils auch zum Aufenthalte der Sklavinnen dient, welche niederkommen wollen; links und diesem grade gegen über ist ein anderes Gebäude, das dem Eigenthümer zur Küche dient.

Gegen Norden, am Ende des Baumgartens, ist eine erquickende Quelle, die niemals versiegt. Von dieser Quelle an erstreckt sich die Savane noch eine Viertelmeile weiter, und steigt allmählig bis zum Fuß der Berge, die den Horizont plötzlich begrenzen, in die Höhe; auf den letzten Abhängen derselben bauen die Sklaven der Pflanzung die Lebensmittel, von denen sie sich nähren. Von dieser Bergkette, die der Hauptwohnung grade gegen über steht, ragen zwey mit Waldungen bedeckte Bergspitzen hervor, die eine Drittelmeile von einander entfernt sind, und diese begrenzen sowohl die Aussicht, als auch das Gebiet des Eigenthümers.

§. 5.

Etwas über die Wälder auf St. Domingue. Der dortige Himmelsstrich ist dem Wachsen der Pflanzen sehr günstig.

Die **Wälder** sind auf **St. Domingue** gar nicht so gangbar, wie die europäischen. Daher man gewöhnlich zwey Neger vorangehen läßt, die den Weg reinigen und alles niederhauen; dieß ist zwar ein langwieriges aber das einzige Mittel, durch zu kommen.

Unser Reisende bemerkte einen sehr dichten **Wald** auf dem Gipfel einer der Bergspitzen der größern Berge. Er stieg, ohne auszuruhen, grade hinauf, arbeitete sich durch die Hecken durch, riß Sträuche und Kräuter aus, und kam endlich mit vieler Mühe vor dem Eingang des Waldes selbst; er wagte sich nun auch ganz hinein. Er suchte und fand hier nur einige **Beeren** von einer unausstehlichen Säure und Bitterkeit, die vornehmsten Pflanzen, welche er in dieser Einöde fand, waren der **wilde Feigenbaum**, der **Gummibaum**, **Zuckerrohr** und **verschiedene Arten Acajou**, lauter Bäume und Sträuche, die zur Erhaltung des Menschen untauglich sind. Die wilden Ranken und mancherley Pflanzen, die um die Bäume herumgeschlungen, nachher auf die Erde herunterfielen und herumlagen,

lagen, und andere, die an alten Stämmen fest gewachsen waren, und sich mehrere Toisen in die Ferne erstreckten, und welche alle überhaupt sehr dick und stark waren, füllten diesen fruchtbaren Boden so sehr an, daß es beschwerlich war, durchzukommen. An diesem dem Nachdenken und der Melancholie geweiheten Orte ließen sich auch Vögel hören, allein ihr Gesang war nicht angenehm, und unsre Nachtigallen und Grasmücken würden hier keine Nebenbuhler finden.

In diesem Walde wuchsen sehr viel große und kleine Pflanzen, die den Strahlen der Sonne den Durchgang verwehrten, und demungeachtet war der Erdboden nur eine unförmliche Masse von Kalksteinen, die äußerlich mit Moos bedeckt waren, nebst einigen verfaulten Pflanzen, die sich in den Ritzen, die sie von einander absondern, entdecken ließen. In diesen Ritzen, deren verschiedene und von verschiedener Tiefe daselbst sind schlagen die Bäume vorzüglich Wurzel, und erhalten daher ihren Saft, indessen ist dieß nicht allgemein, denn verschiedene standen beynahe auf den bloßen Fels.

Der Himmelstrich von St. Domingue ist der Vegetation so günstig, daß eine grosse Menge einheimischer Pflanzen, ungeach-

tet der großen Dürre, nur wenige Sorgfalt erfordert, um gut fortzukommen. Da es heutiges Tages bewiesen ist, daß die Pflanzen sich eben sowol durch ihre Blätter, als durch ihre Wurzeln, erhalten, so folgt natürlicher Weise, daß in einem Lande, wo die Bäume ihre Blätter nie abfallen lassen, sie weniger nährende Erde nöthig haben, als in den unsrigen, wo der Baum sechs Monate lang völlig entblößt ist, und nur durch die Wurzel Nahrung erhält. Eben so natürlich ist es zu glauben, daß eine sehr heiße aber immer feuchte Atmosphäre, wie die von St. Domingue, eine Pflanze weit besser durch die Blätter ernähren kann, als eine beständig trockne und kühle, wie die Schweiz.

§. 6.

Ueber die Bearbeitung der Ländereyen auf St. Domingue. Ueber die Arbeit der Negern, und wie sie das kleine Stück Landes benutzen, welches sie zum Anbau ihrer eigenen Lebensmittel erhalten. Ueber die Behandlung der Negern.

Da man auf dieser Insel beständig fortfährt, die Berge urbar zu machen, so sieht man leicht ein, daß die Ebenen alle angebauet sind, dennoch werden die Ländereyen hier ungeach-

geachtet ihrer Fruchtbarkeit nicht so theuer verkauft, als in der Schweiz und dem größten Theile von Europa, und der Grund hiervon liegt vorzüglich in der Verschiedenheit des Anbaues.

In der Schweiz ist die Urbarmachung der Felder nicht sehr kostbar, weil sie mit dem Pfluge geschieht; zu St. Domingue aber, wo alles mit den Händen, und zwar mit sehr theuren Händen urbar gemacht wird, die man oft wieder ersetzen muß, ist der Besitz von Ländereyen, gegen die ungeheuren Kosten ihrer Urbarmachung fast für gar nichts zu rechnen. Ueberdieß hat die Sorgfalt und Einsicht des Eigenthümers einen solchen Einfluß auf den guten Fortgang der Pflanzung, auf die Arbeiten und den Nuzzen, den man daraus zieht, daß man hier in Wahrheit sagen kann, **so viel der Mann gilt, so viel gilt auch das Land**, während daß in der Schweiz bey der großen Bevölkerung, die Menge der Ackerleute für ein jedes kleines Feld eine Art von fester Taxe bestimmt, und also den Erbtheilen einen gewissen Werth beylegt, und sie auch für Leute von geringen Einsichten sehr kostbar macht.

Obgleich aber das Land selbst hier sehr wenig Werth hat, so ist dessen Ertrag um

desto größer, sobald es in guten Händen ist. Jeder Eigenthümer, der hier auf seiner Pflanzung lebt, kann als ein kleiner Sultan betrachtet werden, der Oekonom des Hauses, der Zuckersieder, der Schreiber, alles weiße Leute, sind gleichsam seine Veziere. Die Aufseher, die das Zutraun des Herrn besizzen, und die man unter den Creolen auswählt, um unter den Befehlen der Weißen die Arbeiten zu dirigiren, sind eine Art von Cadi's, mit diesen endigen sich die Würden; der Ueberrest besteht bloß aus gemeinen Pöbel, Sklaven oder Sklavinnen, die ohne Unterschied zu den härtesten Arbeiten, und grausamsten Strafen für die geringsten Verbrechen, bestimmt sind.

In einer ansehnlichen und wohlgeordneten Zuckersiederey giebt es beständig Arbeit; bald müssen die reifen Röhre abgeschnitten werden, bald ein abgeschnittenes Feld wieder bepflanzt, oder andere ausgegätet werden, damit die jungen Pflanzen nicht von dem Unkraute erstickt werden. Die Arbeit der Sklaven fängt sogleich mit dem Tage an, um 8 Uhr frühstücken sie, und gehn nachher wieder bis zu Mittage an die Arbeit; die Mütter bringen unterdessen ihre Säuglinge auf den Platz; um 2 Uhr fahren sie wieder fort bis in die Nacht, öfters sogar bis 10 oder 11 Uhr.

Die

Die zwey Stunden, die man ihnen täglich nebst den Sonn- und Festtagen erlaubt, sind zum Anbau der Lebensmittel bestimmt, von denen sie sich nähren; jeder Sklave erhält daher ein kleines Stück Land, worauf er pflanzen kann, was er will. Am liebsten bauen sie zu ihrer Erhaltung, **Manioc, Kartoffeln, Ignamen, Kürbisse, Bananas, Cocosnüsse** und **Ananas.**

Ein Neger, der sein kleines Land fleißig baut, erhält manchmal mehr Lebensmittel, als er zu seinem Unterhalte nöthig hat; alsdann fängt er mit Erlaubniß seines Herrn einen kleinen Handel in der Stadt oder dem nächsten Dorfe damit an, und tauscht dagegen gesalzene Speisen, Rauchtaback, Taffia oder Kleidungsstücke dafür ein.

Diese auf dem Lande überflüßigen Lebensmittel dienen zum Unterhalte der häuslichen Sklaven und Handwerker in der Stadt, oder auch zur Nahrung vieler Weißen, die entweder zu sparsam oder zu arm sind, Brodt zu essen. Zuweilen trift es in sehr dürren Jahren, daß die Sklaven des Landes selbst Mangel an Lebensmitteln leiden, alsdann muß ein aufmerksamer Eigenthümer durch angeschaften Vorrath dem Mangel abhelfen. Diejenigen hingegen, die diese Vor-

sor-

sorge vernachläßigen, erhalten gar bald ihre Strafe dafür, denn die Krankheiten fangen an zu grassiren, und raffen eine Menge Sklaven weg, Muthlosigkeit und Unzufriedenheit bemeistert sich der übrigen, manche entfliehen, die Arbeiten bleiben liegen, und die Pflanzung geräth in Verfall.

Dergleichen Vorfälle sind hier sehr gewöhnlich, denn es gehört ein einziger schiefer Kopf dazu, dem die Verwaltung des Guts anvertraut ist, um es in kurzer Zeit ganz zu ruiniren, und alsdann erblickt man sehr bald eine kleine Anzahl kranker Sklaven, statt einer blühenden Pflanzung.

Man wird vielleicht fragen, wie es möglich ist, daß man so ganz wider seinen Vortheil handeln könne; allein obgleich die allgemeine Absicht der Gutsbesitzer oder Verwalter dahin geht, ihr Vermögen beständig zu vergrößern, so irren sich doch manche in der Wahl der Mittel. Der eine glaubt **Viere** mit einem Sklaven zu gewinnen und ihm nur **ein Halbes** zu geben, ein Anderer hingegen glaubt, er müsse ihm **Eines** geben, und nur **Drey** von ihm verlangen. Diese Verschiedenheit der Meynungen, die im Grunde auf einen Zweck abzielt, nämlich den größten möglichsten Vortheil von den Sklaven

ven zu ziehen, giebt jedoch sehr verschiedene Resultate. Der eine siehet seine Pflanzung blühend, während daß der andere die seinige in kurzer Zeit zu Grunde richtet, setzt man zu diesen ohnehin schon zureichenden Ursachen noch die Ungeschicklichkeit, Trägheit und Mangel an Erfahrung hinzu, so darf man sich über die täglichen Fehler, die in der Verwaltung der Güter hier vorfallen, nicht mehr wundern.

Noch giebt es eine andere Ursach, die auf die Pflanzungen den größten Einfluß hat, dieß ist das Verfahren mit den Sklaven, denn ob es gleich im Allgemeinen sehr streng ist, so wird es doch nach dem Charakter des Eigenthümers mehr oder weniger drükkend, selten ist es von aller Grausamkeit ganz frey, und die Sklaven sind glücklich, wenn es nur nicht ganz unerhört ist.

Der Befehl des Königs *) untersagt freylich den Eigenthümern, einen Sklaven am Leben zu strafen, denn ein solcher, der den Tod verdient hat, soll der Gerechtigkeit ausgeliefert werden, allein ein kleiner Tyrann, des-

*) Der König gab diesem Befehl schon lange vor der französischen Staatsveränderung.
d. H.

dessen Stolz und Rachsucht in der unumschränkten Regierung seiner Pflanzung ein Vergnügen sucht, weiß diesem Befehle sehr gut auszuweichen, obgleich zuweilen sein Eigennutz einen strafbaren Neger verschont, sobald er sich nur nicht gegen ihn selbst vergangen hat. Wie will man überdieß das Verfahren einer so großen Menge, bis in die Gebürge und ihre Winkel zerstreut lebender, Weißen untersuchen? wie kann man das Geheimniß der Bosheit durchdringen, das öfters ihre Verwaltung regiert?

Man sieht also hieraus, daß, trotz den ausdrücklichsten Befehlen, der Eigenthümer immer nach Gefallen despotisch handeln kann; seiner Meynung nach ist dieß kein Uebel, und der Grund, den er davon anführt, ist immer von seinem Vortheil hergenommen, der ihm doch den Mißbrauch der Macht verbietet, allein dieser Grund ist mehr scheinbar, als wahr; und folgendes soll zum Beweise dienen. Ob man gleich heutiges Tages die Eigenthümer von St. Domingue nicht mit Recht beschuldigen kann, daß sie ihre Sklaven mit Vergnügen zu Grunde richten, *) so

*) Wenn man sich in vorigen Zeiten zu Tische bat, so gab der Herr des Hauses nach Tische seinen Gästen ein Schauspiel, das darin bestand, daß

so giebt es doch gewisse grausame Gewohnheiten, die zwar nicht tödlich sind, die man sich aber in der Hoffnung, eine bessere Zucht zu erhalten, erlaubt. Ueberdieß ist anzumerken, daß die mehresten Administratoren der Pflanzungen nicht die Eigenthümer selbst sind, und es ihnen also wenig darauf ankommt, ob ein Neger stirbt oder nicht, wenn sie nur ihren Sold erhalten. Selbst die Eigenthümer sind nicht frey von jenen Leidenschaften, die mehr oder weniger unsern Verstand verwirren; Eigennutz ist eine davon aber nicht die einzige, denn Stolz, Zorn, Furcht u. s. w. können uns eben so gut zur Ungerechtigkeit verleiten. Man darf nur die Erzählung der begangenen Grausamkeiten anhören, um überzeugt zu werden, daß außer dem Eigennutze, uns noch andere Leidenschaften regieren, und die stärkste immer die Oberhand behält. Vergeblich würde man alsdann behaupten, daß der Eigennutz der Herren alle Grausamkeiten verhindern sollte, die Erfahrung zeigt, daß eben dieser Eigennutz nicht immer gewürkt hat.

Es

daß man einen Neger bis aufs Blut peitschte; war eben keiner vorhanden, der diese Strafe verdient hatte, so nahm man nach Gefallen einen aus der Pflanzung, und die Gäste zeigten nicht selten ihre Geschicklichkeit an den Schlachtopfer.

Es scheint überhaupt, als wenn der Mensch geneigt sey, diejenigen hart zu behandeln, die seinem Willen widerstehen, sobald er nämlich die Macht dazu hat, weil man in diesen Colonien täglich junge Leute ankommen sieht, die sich anfangs ganz menschlich und mitleidsvoll bezeigen, und gegen die Tyranney schreyen, am Ende aber eben so hart werden, als die ältesten Einwohner. Nur in dem Augenblick, wenn ein Europäer hier anlandet, muß man sein Urtheil über den Despotismus auf St. Domingue hören, und seine Meynung über die Früchte des Landes erforschen, denn nach einer gewissen Zeit wird er gleichsam in der neuen Welt naturalisirt, und ein ganz anderer Mensch, und sein Urtheil ist nicht mehr richtig.

Da unser Schweizer hier erst seit kurzem angekommen war, und kein anderes Interesse hatte, als das Verlangen, die Dinge zu sehen, wie sie sind, so wird es nicht unangenehm seyn, hier seine Beschreibung einer Sklavenarbeit zu lesen.

Es waren ungefähr hundert Männer und Weiber von jedem Alter, welche auf einem Zuckerfelde beschäftigt waren, Graben zu machen. Die mehrsten waren nackend oder mit Lumpen bedeckt. Die Sonne brannte ihnen senkrecht auf die Köpfe, und der

Schweiß

Schweiß lief von allen Gliedern des Körpers herunter; ihre von der Hitze ausgesogenen Glieder, — die durch das Gewicht der Schaufeln und den Widerstand einer fetten Erde, die so hart war, daß selbst die Werkzeuge zerbrachen, noch mehr abgemattet wurden, — wurden auf das äußerste angestrengt, um diese Hindernisse zu überwinden. Das tiefste Stillschweigen herrschte unter ihnen, und der Schmerz zeigte sich auf allen Gesichtern, aber die Stunde der Ruhe war noch nicht gekommen. Das unerbittliche Auge des Aufsehers sahe der Arbeit zu, und verschiedene Antreiber giengen, mit langen Peitschen versehen, unter den Arbeitenden umher, und hieben von Zeit zu Zeit, selbst auf diejenigen zu, die aus Müdigkeit gleichsam gezwungen waren, langsamer zu arbeiten. Männern und Weibern, Alten und Jungen wiederfuhr ohne Unterschied einerley Begegnung.

Der Europäer, der vor kurzem erst die glücklichen Gefilde des Pays de Vaud verlassen hat, kann die Behandlung auf St. Domingue nicht ohne Abscheu mit ansehen. Nicht ohne Entsetzen sieht man hier die Menschen so tief erniedrigt, ihre Leiden, ihr äußerstes Elend, die ungeheuren Ketten, *) die sie wegen kleiner Ver-

*) Diese Ketten machen ihnen zuweilen tiefe Wunden, und lähmen sie für das ganze übrige Leben.

Verbrechen nachschleppen müssen, gleich als wenn ihre tägliche Arbeit nicht drückend genug wäre; die eisernen Halsbänder mit langen Stangen, die man den Sklavinnen anlegt, die man in Verdacht hat, daß sie ihre Frucht abgetrieben haben, und welche sie weder Tag noch Nacht ablegen dürfen, bis sie ihren Herrn ein Kind geboren haben, grade als wenn man nicht vielmehr den Herrn selbst strafen müßte, wenn die Sklaven fürchten, ihr Geschlecht fortzupflanzen! Von Traurigkeit und Unwillen durchdrungen, wenden wir den Blick von diesen abscheulichen Feldern hinweg! Ihr aber, Bewohner von St. Domingue, brüstet euch immer mit dem unermeßlichen Ertrage eurer Ländereyen und mit eurem Ueberflusse, um diesen Preis wünscht sie sich kein edler denkender Schweizer oder Deutscher.*)

§. 7.

*) Gern würde ich hier einige Nachrichten von den jetzigen Empörungen der französischen Negern beyfügen, wenn nicht die Berichte, welche uns die Zeitungen hierüber ertheilen, sehr verschieden, ja auch wohl gar widersprechend wären. Ich werde dies daher erst künftig thun können, wenn zuverläßigere Nachrichten hierüber bekannt werden.

§. 7.

Lebensart der Eigenthümer, ihrer Verwalter, und der Negern.

Auf der kleinen Ebene, die unser Schweizer bewohnte, zählt man über zwanzig Zuckersiedereyen. Von Morgen bis zum Abend und selbst manchmal in der Nacht hört man das traurige Gekrächze der Zuckermühlen, vermischt mit dem Lärm der Karren, die die Erndte einfahren, welcher zuweilen durch das Klatschen der Peitschen unterbrochen wird, mit welchen man ohne Unterschied auf Thiere und Negern zuschlägt. Man sieht ganze Rauchwolken aus den Gebäuden, worin die Kessel sind, aufsteigen, die sich nachher in die Ferne ziehen, und sich entweder gegen die Erde neigen, oder als dunkle Wolken in die Höhe erheben.

Unterdessen da alles beschäftigt ist, machen die wachsamen Administratoren die Runde, besehen nicht allein die gegenwärtigen Arbeiten, sondern sorgen auch zum Voraus für die des künftigen Tages. Andere sorglosere hingegen bleiben ruhig in dem kühlsten Zimmer ihres Hauses, und verlassen sich gänzlich auf den Blick eines besoldeten Aufsehers, und verleben in Weichlichkeit Tage, die zu wenig Werth haben, um so haushälterisch damit umzugehen; denn die **Lebensart** der mehresten ist folgende:

Man stelle sich einen unverheyratheten Mann vor, der auf seinem Landhause der einzige Weiße ist, dieser ist mit einer kleinern oder größern Anzahl Negern oder Negerinnen umgeben, die seine Bedienten oder Sklaven, folglich seine Feinde sind; eine Mulattinn führt gewöhnlich seinen Haushalt, und hat sein ganzes Vertrauen. Diese ist aus Eitelkeit eine Feindinn des ganzen afrikanischen Volks, und stolz auf die Gunst ihres Sultans, und ist ihm folglich zu seiner Sicherheit eben so nöthig, als zu seinem Vergnügen.

Der Oekonom und die übrigen Weißen,*) wenn welche vorhanden sind, essen mit dem Eigenthümer an einem Tische, wohnen aber nicht unter demselben Dache, und erscheinen auch nur zur Essenszeit in der Hauptwohnung.

Jedermann steht hier früh auf, der Eigenthümer oder sein Verwalter, um frische Luft zu schöpfen, die andern weißen Unterbedienten aber, um ihren Geschäften nachzugehen. Um sieben Uhr wird gefrühstückt, und von dem Frühstück bis zum Mittagsessen geht der Eigenthümer, oder dessen Stellvertreter nach dem Pla-

*) Nur in den vorzüglichsten Pflanzungen findet man, außer dem Eigenthümer, oder dessen Verwalter, noch zwey oder drey andere Weiße, die die Arbeiten dirigiren.

Platze, *) nach den Mühlen, oder nach den Siedereyen. Um Mittag wird gegessen. Die Tische sind gemeiniglich sehr gut besetzt, und man findet, wenige ausgenommen, beynahe dieselben Gerichte, wie in Frankreich.

Nach Tische legt sich der Eigenthümer schlafen, der Oekonom aber kehrt zu den Arbeitern zurück. Des Abends, wenn die Sonne untergehen will, besonders aber nach einem Gewitter, wenn es kühle geworden, macht der Eigenthümer noch einen kleinen Spaziergang, kommt zurück zu einem mäßigen Abendessen, und legt sich sehr bald nieder.

Dieses einförmige Leben wird nur durch einige kleine Reisen unterbrochen, die er zuweilen nach der Stadt oder dem nächsten Dorfe vornimmt, entweder um seine Früchte zu verkaufen, oder andere Dinge, die er nöthig hat, selbst einzukaufen. Zuweilen bittet er seine Nachbaren zu sich zu Gaste, oder er wird von ihnen gebeten. Traurige Mahlzeiten! bey denen der Eigennutz oder die Ausgelassenheit die Unterhaltung würzen müssen; überdies sind dergleichen freundschaftliche Verbindungen so selten unter ihnen, daß die mehrsten einsam leben müssen.

*) So nennt man die Stelle, wo gearbeitet wird.

Man darf sich also nicht wundern, daß ihre Augen beständig nach Europa gerichtet sind! und warum sollten sie sich nicht dahin zurückwünschen, so lange sie nicht ihre Natur gänzlich verleugnet haben? Denn ob man gleich mit der Zeit hier sehr verändert wird, so sinkt man doch nie so tief herunter, um freywillig seinem Vaterlande zu entsagen.

So traurig und einförmig das Leben der Eigenthümer auf St. Domingue ist, so unerträglich ist dagegen dasjenige ihrer Sklaven, denn kein Hausthier wird so sehr mit Arbeit geplagt, und so schlecht verpflegt. Die Eintheilung ihrer Zeit, die Art, wie sie für ihren Unterhalt sorgen, und die Lebensmittel, mit denen sie sich nähren, sind im vorigen §. angeführt. Das Gänsefußkraut (Piment) dient ihnen zur Würze bey allen Speisen, und vielleicht ist dies zur bessern Verdauung der Speisen nothwendig, indem sie überhaupt sehr hart und kalt sind. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser, allein sie berauschen sich in Taffia, so bald sie ihn nur erhalten können; vermuthlich halten sie es für eine große Glückseligkeit, wenn sie einen Augenblick lang ihr Elend vergessen können. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einem Hemde und einem Paar Hosen von Wergtuch; die Weiber haben von demselben Zeuge ein Hemde und einen Rock. Diese Kleider erhalten sie von dem Eigenthümer, und alle tragen ein Schnupftuch um den Kopf.

An Sonn- und Festtagen putzen sich diejenigen, die sich etwas erspart haben, vor andern etwas mehr heraus, allein ungeachtet alles Putzes gehn sie doch beständig mit bloßen Füßen, und dieß ist sowohl in der Stadt als auf dem Lande ein ziemlich allgemeines Kennzeichen der Sklaverey. Manchmal vernachläßigen die Eigenthümer entweder aus Geitz oder aus Armuth den Unterhalt ihrer Sklaven, und man sieht daher nicht selten Neger und Negerinnen, die beynahe nackend, oder mit so ekelhaften Lumpen bedeckt sind, daß ihr Anblick zugleich Abscheu und Mitleid erregt. In ihren Wohnungen haben sie weniger Bequemlichkeit als die mehrsten wilden Völker. Die Beschreibung, welche hier folgt, ist von der Pflanzung hergenommen, auf welcher unser Schweizer wohnte, und sie kann im Allgemeinen gelten, weil alle Negerhütten einander ähnlich sind.

Sie sind in dem Umfange der Savane angebracht, und man zählt hier einige sechszig für dreyhundert Neger oder Negerinnen von jedem Alter. Jede dieser Hütten hat ungefähr 24 Fuß in der Länge, 12 in der Breite, und 16 in der Höhe bis zum Dache. Sie sind mehrentheils von geflochtenem Holze mit Erde vermischt, und mit Zuckerrohrköpfen bedeckt, so daß die äußere Luft einen freyen Durchzug behält. Alle haben Thüren und einige auch Fenster, ihr Boden ist die geschlagene Erde, und statt aller

Meubles sieht man einige schlechte Töpfe, worin sie ihre Speisen kochen; das Bette besteht aus Maisstroh, worauf Väter, Mütter und Kinder alles unter einander schläft. Jede Hütte ist, ihrer Länge nach, durch zwey Scheidewände in drey gleiche Abtheilungen oder Zimmer eingetheilt; wenn man also die Zahl der Hütten, welche hier 60 ist, mit 3 multiplicirt, so erhält man 180, als die Zahl der Kammern. Es fehlt also viel, daß jeder Sklave seine eigene hätte, allein die Liebe macht die Einrichtung, und dem Eigenthümer ist es sehr gleichgültig, auf welche Art dieß geschieht, wenn nur seine Leute unter Dache sind.

Diese Art freyer und aus gegenseitiger Neigung entsprungener Verbindungen, die ohne Mitwirkung der Kirche, ohne den Rath der Eltern und ohne die Erlaubniß des Herrn entstehen, und also wohl einigen glücklich, fruchtbar und lang daurend zu seyn scheinen sollten, nehmen jedoch sehr bald wieder ein Ende, und bringen in den mehresten Pflanzungen nur sehr wenige Kinder hervor.

Die auf diese Art vereinigten Neger und Negerinnen verlassen einander zuweilen bloß um des Vergnügens der Veränderung willen; die Kinder bleiben gewöhnlich der Mutter über den Hals, allein hierüber ist kein Gesetz vorhanden, und der Gebrauch allein entscheidet.

Die

Die Verheyrathung, welche durch eine Trauung in der Kirche geschieht, ist äußerst selten unter ihnen; beynahe alle leben im Concubinat, und man rechnet es ihnen nicht zum Verbrechen, ob sie gleich als Katholiken erzogen werden.

§. 8.

Wie verschieden die Eigenthümer in Absicht der Verheyrathung der Sklaven denken. Abneigung vieler Sklaven vom Ehestande.

Die Eigenthümer der Ländereyen oder ihre Verwalter, haben nicht alle einerley Grundsätze in Ansehung der Heyrath der Neger, daher es denn kommt, daß einige sie zu befördern, andere zu verhindern suchen. Derjenige, der sie aus Eigennutz verwirft, berechnet die verlorne Zeit, welche die Mutter während der Schwangerschaft und dem Säugen zubringt, dieser Verlust zu Gelde angeschlagen, übersteigt schon den Werth des Kindes; ferner berechnet er die Gefahr, es zu verlieren, wie auch seine Nahrung und Erhaltung bis zu dem Alter, wo es ihm nutzen kann, und findet mehr Vortheil darin, wenn er an die Stelle der abgegangnen Sklaven neue kauft, die schon zur Arbeit tauglich sind. Oefters kommt auch noch zu dem Eigennutze eine politische Abneigung, indem man fürchtet, der Sklave mögte sich durch den Stand der Ehe den Weißen gleich schätzen,

deren Gebräuche er bloß verehren, aber niemals nachzuahmen wagen soll.

Diejenigen hingegen, die die Bevölkerung der Negern begünstigen wollen, weil sie von der Unfruchtbarkeit des Concubinats überzeugt sind, wünschten, daß alle ihre Sklaven in den Ehestand träten. Sie finden ihren Vortheil dabey, die Kinder in den Pflanzungen zu erziehen, weil sie dadurch nicht allein die Ankaufskosten ersparen, sondern auch den Kreolen dem afrikanischen Neger weit vorziehen. Denn wirklich hat der letztere viele Hindernisse zu überwinden, bevor er nützen kann; lange Zeit fremd in der neuen Welt, deren Sprache sowohl als die Arbeit, zu der man ihn bestimmt, ihm gänzlich unbekannt sind, sehnt er sich wieder nach seinem Vaterlande zurück, überdies muß er noch die harte Behandlung der alten Sklaven ertragen, denen man ihn zur Bildung überläßt, und wird von tausendfachen Kummer gedrückt, der ihn öfters ins Grab bringt. Selbst in dem Falle, wenn er dies alles überwindet, muß ihn der Eigenthümer, so lange ernähren, bis er im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und dies erfordert gewöhnlich zwey bis drey Jahre Zeit. Der Kreole hingegen sieht von seiner Geburt an alles das, was er in seinem ganzen Leben sehen wird. In der Sklaverey erzogen, gewöhnt sich sein Geist allmählig daran, so wie sein Körper sich durch kleine Versuche zu den härtesten Arbeiten geschickt macht.

Da

Da er ferner in seinem Vaterlande lebt, so fühlt er keine Sehnsucht nach einem andern, daher er gewöhnlich auch muntrer ist, als der afrikanische Neger; endlich ist er auch ein besserer und einsichtsvollerer Arbeiter, und seine Leibesbeschaffenheit, die dem Himmelsstrich angemessen ist, hat weniger von dessen Abwechselungen zu fürchten.

Diese Bemerkungen zusammen genommen, scheinen keinen Zweifel über die Vortheile des Ehestandes übrig zu lassen, demungeachtet ist er selbst bey denjenigen, die ihn am stärksten zu befördern suchen, äußerst selten, und zwar wohl aus folgenden Gründen:

Der Neger kann von den Ehestande gar keinen Vortheil erwarten, vielmehr erschwert er noch die Kette, die ihn bereits zu Boden drückt. Der Gebrauch erlaubt ihm die Veränderung, und seine Unbeständigkeit macht ihn dazu geneigt, er glaubt daher diese einzige Freyheit, die ihm noch übrig ist, sich nicht selbst rauben zu müssen. Doch dies ist noch nicht alles. Der Ehestand vermehrt noch sein Elend durch eine mehr oder weniger zahlreiche Familie, die ihm während der Kindheit beynahe ganz allein zur Last fällt, und von der er in dem Alter, wo er sie nöthig hätte, keinen Nutzen mehr erwarten kann. Jeden Augenblick kann der Herr den Vater, die Mutter, oder das Kind, jedes einzeln, und wohin er will, verkaufen; doch kann vor dem siebenten Jahre kein Kind

ohne

ohne die Mutter verkauft werden. Welche Art von Zuneigung kann wohl aus der Ueberzeugung entstehen, worin solche Ehegatten sind, daß ihr Schicksal sie nicht bestimmt, für einander zu leben, und daß sie keine gegenseitige Hülfe von einander erwarten dürfen? — Bey diesen traurigen Betrachtungen verlieren die Namen, Vater, Mutter, Kind, allen Werth und Reitz. Den Thieren ähnlich, deren Jungen mit dem Anwuchse der Kräfte sich von ihnen trennen, folgen die Neger bloß dem natürlichen Instinkt, der sie nur während der Zeit, die zu ihrer Erhaltung nöthig ist, vereinigt, und trennen sich nachher wieder. In unsern europäischen Gesellschaften würde man dies mit Recht Härte und Undankbarkeit nennen, allein wir dürfen bey Beurtheilung der Handlungen jener Menschen nicht so strenge seyn, weil ihnen unsre Bildung zur Sittlichkeit und unsre Freyheit fehlt.

Jeder Sklave ist also abgesondert, auf sich selbst eingeschränkt, und denkt nicht an seine Fortpflanzung. Der Ehestand ist ihm eher ein Schrecken, als daß er ihn reitzen sollte, und er gehorcht weit lieber seinen Neigungen, und diese treiben ihn zur Unbeständigkeit an. Die Früchte dieser augenblicklichen Vereinigungen sind in geringer Anzahl, weil die Folgen der Ausschweifung ungerechnet, sie im Fall der Trennung der Mutter zur Last fallen, welche daher sich fürchtet, fruchtbar zu werden. Ihre Befrey-

freyung von den Arbeiten während der Schwangerschaft kann sie, des künftigen Elendes wegen auch nicht entschädigen; da sie ferner gezwungen ist, eine Zeit lang, einer eben so angenehmen als vortheilhaften Zügellosigkeit zu entsagen, so verflucht sie den Augenblick ihrer Befruchtung, seufzt über ihre Schwachheit, und wendet öfters alles Mögliche an, eine Frucht zu zerstören, von der sie nur Uebels erwartet. Die Negerinnen besitzen dieses schreckliche Geheimniß in einem hohen Grade, und man vermuthet, daß es aus dem Pflanzenreiche genommen wird. Solche Abscheulichkeiten muß man zu verhindern suchen. Durch große Ketten, eiserne Halsbänder und andere Strafen dieser Art, die von kurzsichtigen Menschen erfunden worden sind, die nur zu schaden wissen, wird man nichts ausrichten, wohl aber durch Belohnungen, die zugleich vortheilhaft und schmeichelhaft sind, und den Wunsch erregen können, Mutter zu seyn.

Unser Reisende thut bey dieser Gelegenheit folgende Vorschläge: **erstlich** müßte die Taufe mit einer gewissen Feyerlichkeit verrichtet werden, denn die Sklaven sind reizbarer, als man glaubt, gegen einen gewissen Prunk, wodurch sie glauben vorgezogen zu werden, und etwas wichtiges vorzustellen. **Zweytens** müßte die Mutter während dem Säugen des Kindes in der Hauptwohnung verpflegt werden, oder wenn sie sich selbst nährte, so erließe man ihr die Arbeit des

Platzes

Platzes. Drittens dürfte das Kind der Mutter nicht nur niemals zur Last fallen, sondern sie müßte auch in der Fruchtbarkeit mehr angenehmes finden, als in der Ausschweifung. Viertens man könnte ihr beym ersten Kinde ein Geschenk machen, das beym zweyten verdoppelt, beym dritten dreyfach erhöht würde, u. s. w. oder etwas gleichgeltendes. Fünftens müßte man endlich in jeder Pflanzung eins oder mehrere Feste für die fruchtbaren Weiber stiften, die mit Pomp gefeyert würden, und von welchen die Unfruchtbaren ausgeschlossen oder nur als Zuschauer zugelassen werden müssen. Hier müßte man die Mutter mit ihren Kindern um einen Tisch versammlen, der mit den Geschenken des Herrn ausgeschmückt wäre, und so vor den Augen aller Arbeiter die Belohnung eines guten Betragens austheilen. Die Mütter könnten die alten und gutartigen Neger zum Feste einladen, und das Ganze mit Tanzen beschlossen werden.

Diese kleinen Nebendinge, mit der wesentlichen Sorgfalt vereint, würden dazu dienen, einen Wetteifer der Fruchtbarkeit unter den Negerinnen zu erwecken; die Sklaverey erträglicher zu machen, und allmählich den Herzen der jungen Sklaven Liebe für ihren Herrn und für ihr Land einflößen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

Ende des ersten Bandes.

Verzeichniß
der Bücher,
welche
bey Friedrich Joseph Ernst
von
Mich. Messe 1790 bis Ostermesse 1792
verlegt
und in allen Buchhandlungen
zu haben sind.

Amerikaner, der edle, eine Novelle in Briefen von einem Frauenzimmer, a. d. Engl. 8, 1790 12 gr

Auszug nützlicher, aus Sanders Natur und Religion für Kinder 8 1791 5 gr

" " " nützlicher, aus Sanders Großen und Schönen in der Natur, für Kinder 8, 1791 6 gr

Beyträge zur histor. geograph. statist. und sittlichen Kenntniß verschiedener Länder und ihrer Bewohner. Ein angenehmes und nützliches Lesebuch für alle Stände 1ter Band in 3 Stücken 8, 1791 und 92 12 gr

— — Desselben 2ten Bandes 1s Stück 792 4 gr

Bode, Chr. Aug. Salomonische Sittenlehre, oder erklärende Umschreibung der Sittensprüche Salomons nach dem Hebräischen Grundtext gr. 8, 1791 10 gr

Briefe eines Vaters an seinen Sohn auf Schulen. Ein Lesebuch für junge Studirende zur Erweiterung und Berichtigung ihrer Kenntnisse 1te Samml. 8, 792 8 gr

Jugendfreund, der, in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Lehrer und Kinder, 3tes Bändchen 1792 10 gr. alle 3 Bändchen 1 Thlr. 6 gr.

Kartenspiel physikal. zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder in Kartenform 1792. Schreibpap. 6 gr. gebunden 10 gr.

Listers,

Listers, D. Mart. Naturgeschichte der Spinnen, aus dem Latein. m. Anmerk. von D. F. E. W. Martini durch neue Zusätze bereichert von J. G. E. Götze mit drey schwarzen und zwey illumn. Kupf. N. Aufl. gr. 8, 1792 1 Thlr

Naturbeobachter, der, für Kinder, die ihren Schöpfer kennen lernen wollen 2 Bändchen 8, 1791 10 gr

Oleys, J. C. variirte Choräle für die Orgel 4ter und letzter Theil Fol. 192 16 gr

— — alle vier Theile mit Hillers Vorrede und Register Fol. 3 Thlr. 6 gr

Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten, aus dem Griech. mit Anmerk. von J. G. F. Meineke. N. Aufl. 8, 791 4 gr

Stößners, C. Fr. Abhandlung von dem klugen Verhalten eines Predigers in Ehesachen 8, 791 4 gr

Trembleys Abhandlungen zur Geschichte der Armpolypen in süßen Wassern, aus dem Franz. mit Kupfern und Zusätzen von J. A. Ephr. Götze. N. Aufl. gr. 8 791 1 Thlr. 12 gr

Unterhaltungs-Bibliothek zur angenehmen Ausfüllung müßiger Stunden 3ter Band 8, 791 10 gr

— — alle 3 Bände 1 Thlr 6 gr

In Commißion.

Hermes, Joh. Aug. Mildthätigkeit gegen Nothleidende, als eine der ersten Menschen-Bürger- und Christentugend. Eine Armenpredigt ꝛc. 8, 791 2 gr

Lenhardts D. Jos. Ein Wort an die Völker Europens über den plötzlich erfolgten Todt Sr. Majestät Kayser Leopolds des Zweyten 8, 792 auf Druckpapier 4 gr

Moses, Abraham, kurze und gründlich deutliche Anweisung der Rechenkunst so wohl für Kaufleute als auch für Privatpersonen 1ter Theil 8, 791 18 gr

Sachtlebens, Joh. H. die Holzersparungskunst bey zehn verschiedenen Feuerarten nach eigener Erfahrung ꝛc. mit 14 Kupfern 2 Theile 8, 790 2 Thlr

— — desselb. 1ter Theil, welcher die Stuben-Heerd- und Kesselfeurung enthält, apart 18 gr

Druckfehler des ersten Bandes.

Seite 3. von unten Zeile 2. lies: aus denen verschiedene Quellen. S. 8. Z. 17. l. Marmarica. S. 12. v. u. Z. 8. l. Tabarque. S. 17. Z. 18. l. Doctor Shaw. Die Anm. S. 19. gilt nicht. S. 21. Z. 9. l. würde. S. 23. Z. 22. l. Catalanen. S. 33. Z. 4. l. schändlichen. Z. 15. l. geduldig. — v. u. Z. 3. l. sucht. S. 34. v. u. Z. 4. u. 5. l. und Mahlzeiten der Mauren. Lebensart der noch unbezwungenen Horden. — S. 38. v. u. Z. 3. l. illi. v. u. Z. 2. l. quasi nanium carinae sunt. S. 40. v. u. Z. 1. l. dieser. S. 42. Z. 10. l. Statt v. u. Z. 4. 5. l. nomadischen. S. 48. Z. 9. l. einen. v. u. Z. 2. l. Horde. S. 50. Z. 18. l. Viehzucht. S. 51. Z. 19. l. Seidel. S. 54. Z. 7. l. Baumlaube. S. 57. Z. 19. l. obliegt. S. 59. Z. 15. l. Zügel. S. 60. Z. 5. l. wahr. S. 61. Z. 12. l. thun. S. 63. Z. 3. l. Thiere. Z. 5. l. blu-. S. 67. Z. 19. l. und deren gewöhnliches. S. 74. Z. 3. l. so wie es. S. 90. Z. 14. l. Macralefu. S. 92. Z. 5. l. und vier. S. 96. Z. 10. l. eine. S. 99. v. u. Z. 6. l. Zierrath. v. u. Z 4. l. landesüblichen. S. 110. v. u. Z. 2. l. §. 9. S. 57. — S. 111. Z. 7. l. eingesperrt. S. 113. Z. 12. l. beendigt. S. 117. v. u. Z. 4. l. ganz. v. u. Z. 3. l. unbezwungenen Stämmen. S. 120. v. u. Z. 6. l. Allegah. S. 121. v. u. Z. 10. l. Douare. S. 124. v. u. Z. 11. l. mehreren. S. 130. v. u. Z. 3. l. La Calle. S. 138. v. u. Z. 1. l. Cyperus. S. 143. v. u. Z. 8. l. Voleurs. S. 147. v. u. Z. 14. l. Mazoule. S. 151. Z. 14. 16. l. seinem. S. 154. Z. 4. l. Mosquee. Z. 5. 6. l. Ali-Bey und El-Bey. S. 155. Z. 6. l. sein Ansuchen. S. 157. Z. 18. l. seinen Entschließungen. S. 166. v. u. Z. 9. 10. l. Elephanten. S. 182. Z. 3. l. dem man, — unter. S. 184. v. u. Z. 2. l. Voyages. S. 185. Z. 15. l. im. In der Inhaltsanzeige des dritten Stücks §. 3. l. Manzenillenbaum. S. 190. Z. 2. l. arbor. S. 199. Z. 14. 15. l. tauschen. S. 203. Z. 4. l. Curaçao. S. 206. v. u. Z. 3. l. Hr. P. E. S. 222. Z. 22. l. Holländer. S. 224. Z. 19. l. andern. S. 254. setze man unter der Anmerk. d. H. — Andere geringere Druckfehler z. B. wenn bey den Wörtern: mein, dein, sein — der Accusativ und Dativ verwechselt sind, und dergl. wird der Leser gebeten, gütigst zu verzeihen, und selbst zu verbessern.

G 1082 (1,1/3)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-499767-p0093-9

Beyträge
zur
historischen, geographisch-statistischen
und sittlichen
Kenntniß
verschiedener Länder
und
ihrer Bewohner.

Aus den
neuesten und besten Reisebeschreibungen
gezogen,
besonders mit Rücksicht
auf noch wenig bekannte Gegenden.

Ein angenehmes und nützliches
Lesebuch
für alle gebildete Stände.
Ersten Bandes drittes Stück.

Quedlinburg,
bey Friedrich Joseph Ernst 1792.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-499767-p0095-1